

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1936

MAIHEFT

PREIS 20 PFENNIG



Der Inhalt

	Seite
Eine gesunde und fröhle Jugend	1
Mit Spessartbäumen auf dem Main	2
De gröne Keerl	3
Kampf um den Acker	4
Finnland, wie wir es erlebten	6
Mädel am Werk	10
Mit der Reichsreferentin durch Sachsen . . .	12
Wir wollen das Gediegene	14
Ein Hörspiel wird	15
Georg Kolbe und wir	16
Am 1. Mai im Lustgarten	19
J.M.-Führerinnen-Anwärterinnen werden geschult	20
Jungmädel erzählen	22
Die Langerudkinder	24
Arbeiten aus Ton	27
Ringendes Deutschum	30
Streiflichter	31
Unsere Bücher	32

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Eine gesunde und frohe Jugend

Neue Fahrten — Neue Lager
Unsere Sommererarbeit 1936

Fahrt und Lager werden in Kürze wieder das Leben unseres Mädelbundes bestimmen. Wieder werden Tausende und aber Tausende von Mädeln hineingeführt in die Schönheit ihrer Heimat, werden sich darüber hinaus die Weite des Deutschen Reiches erwerben. So leben und erleben sie ihre Kameradschaft, erleben sie Land und Menschen; so werden sie geformt und geprägt für ihre Kugabe: Wach und bereit in der Gemeinschaft, in ihrem Volke zu leben.

Wieder werden in allen Teilen des Reiches, werden überall an den Grenzen unsere Zelte erscheinen. Wieder werden Tausende, die sonst keine Freizeit erhielten, in unseren Lagern Ausspannung und Erholung, Unterhaltung und Erziehung für ihre kommende Arbeit finden; denn die sozialistische Haltung des neuen Staates kommt nicht nur in dem Gemeinschaftserleben des ersten Mittages zum Ausdruck, sondern verbündet sich tausendfältig mit im Leben und Alltag der Werkstätigen.

Wer einmal in einem dieser Freizeitlager weilte, wer jah, wie das Mädel der Großstadt, die Jungarbeiterin des Betriebes, Kameradschaft, Lagerleben, Wald und Feld und das Freizeitbüro erlebte, der nur kann den wahren Wert dieser Lager ermessen. So gilt denn mit Recht die Hauptarbeit der nationalsozialistischen Mädelorganisation in diesem Sommer auch wieder den Freizeit- und Ferienlagern, die wie im vergangenen Jahr, mit Hilfe der NS-Bundeswohlfahrt in allen Obergauen des Reiches durchgeführt werden sollen.

Ein gesunde und frohe Jugend soll nach dem Willen des Führers in Deutschland heranwachsen. Fahrt, Lager und Sport dienen in erster Linie diesem Ziel. Eindringlicher und bewusster aber noch als die wandernden Gruppen, als die Strengeheit einer Lagererziehung werden auch in diesem Jahr wieder überall im Reich die Untergau-Sportfeste des BDM zu den

Außenstehenden sprechen, sie unterrichten und überzeugen von dem großen und für das Volksgange so wesentlichen Fortschritt in der Körperertüchtigungsarbeit des BDM.

So werden in diesem Sommer die alten Aufgabengebiete in harter, unablässiger Arbeit vertieft; darüber hinaus aber müssen neue, für die nationalsozialistische Gesamterziehung wesentliche Ziele in Angriff genommen werden. Im ganzen Reich ist in den letzten Wochen noch einmal an die zehn- bis vierzehnjährigen der Ruf ergangen, sich einzureihen in die Jugend des Führers, Dienst zu tun, an sich zu arbeiten, sich vorzubereiten und zu erüchtigen für die Aufgaben, die jedem Glied des Volkes gestellt sind.

Alle neu aufgenommenen zehn- bis vierzehnjährigen Mädel werden in diesem Sommer somit zum ersten Male in umfassender Weise von der Zucht und Haltung, von der Einsatzbereitschaft der nationalsozialistischen Jugend erfaßt und geformt. Sorgfältige Schulung und eine Erweiterung der Führerinnenchaft werden die Gewähr dafür geben, daß im Herbst dieses Jahres auch die Reihen der Jahrgänge 1921 bis 1926 in die Jungmädelenschaft aufgenommen werden können, um nach den Grundgedanken der Hitler-Jugend ausgerichtet zu werden.

Alle Arbeit und aller Einsatz der Jugend gilt somit nur dem einen Ziel: Leben deutschen Jungen, jedes deutsche Mädel immer stärker hineinzuführen in das nationalsozialistische Gedankengut, damit von Generation zu Generation die Gemeinschaft des Volkes immer fester und klarer und selbstverständlicher werde.

Ausdruck dieser Gemeinschaft, die kein Hindernis, keine Trennung duldet, sind unsere Lager, sind unsere Führerinnenshulen, sind unsere Fahrtenten. Sie prüfen und formen den Menschen, gleich welcher Herkunft, welcher Konfession, welchen Berufes; und wenn vor kurzem von der Reichsjugendführung schlagartig überall im Reich BDM-Hausbildungsschulen eröffnet werden, so ist das ein neuer Beweis des Gemeinschaftswillens des deutschen Mädels.

Es ist zugleich aber auch eine erneute nachdrückliche Aufforderung an alle Töchterherzen und an einseitig durch Stand und Konfession bestimmten Pensionaten gestaltetes Mädelideal; es ist ein ernstes Bekennen und Versprechen für den nationalsozialistischen Staat: Eine gesunde und frohe, im Leben und im Volke stehende Mädelgeneration zu formen.

Mit Spezialbäumen auf dem Main

Wir hatten sie alle gesezt, diese hohen, schlankgewachsenen Bäume, wie sie noch droben über unserem Waldorfe standen. Wir hatten ihre Reste leise raschen hören, wenn der Wind in ihnen spielte, und kannten ihr drohendes Stöhnen, wenn der Sturm schwarze Wollensiegen über unsere weiten Wälder legte.

Da waren unsere Väter hinaufgegangen zu dem Waldhang und holten die besten Bäume aus ihm geschlagen. Wir waren mit dabei und sahen, wie das weiße Holz splitterte unter den wuchtigen, hellen Axthieben und hörten das Riech der großen, breiten Säge, bis sich dann ein Baum nach dem anderen überschlug und krachend vorüberneigte und mit dumpfem Ton am Boden aufschlug.

Wie in jedem Frühjahr kamen die Flöher, mähen und berechneten und gaben Anweisungen zum Abtransport hinunter an den Main. Den Altesten von ihnen, den wie schon seit langem kannten, hatten wir neugierig gefragt, wohin sie denn unsere Bäume brachten. Er hatte sich zu uns gelegt auf einen der gefällten Stämme und hatte uns von den Flöhen erzählt, die auf dem Main und dann auf dem Rhein schwimmen würden.

Von Bergen und Burgen sprach er, von Dörfern, die wir nicht kannten, von Bergwerken und großen Städten mit immer rauschenden Fabrikschloten und von mächtigen Schiffen im Hafen am Meer.

„Ein Stilz nur möchte man mitbringen mit unseren Bäumen“, meint da einer von uns. — Der alte Flöher nickte dazu. „Aa wir soll's nicht liegen, wenn es auch nicht zu unbedeum ist auf dem Floh . . . in einer Woche flöhen wir wieder . . . wenn ihr Lust habt, mitzukommen für ein paar Tage . . .“

Und ob wir Lust hatten! — Nicht Tage rüsteten wir. Gespannt standen wir alle, als unsere Gruppenfasse „Für besondere Fälle“

geöffnet wurde. So schwer war sie, doch wir uns längst selbst für Großkapitalisten gehalten hätten, hätten wir nicht ganz genau gewusst, daß der Inhalt fast nur aus roten Pfennigen bestand.

Als wir dann am Markufer standen und unsere schweren „Fässer“ zum ersten der drei Flöhe hinüberwarfen und dann selbst einen Sprung machten vom dem weichen Ufer zu den fest zusammengesetzten Stämmen, da war es das schönste Frühlingswetter mit lauem Wind und viel, viel Sonne.

Lieber über Lieber sangen wir in diesen Tagen und glichen unsere Dörfer und unsere waldigen Berge an den Ufern, bis die Gegend immer frember für uns wurde, denn weit waren alle noch nicht gekommen in ihrem Leben.

Ständig wechselte das Bild an den Ufern, neue Dörfer tauchten auf, und andere Berge schoben sich vor. Nur eines blieb immer das Gleiche: das glitzernde schimmernde Wasserband des Mains.

Schiffe überholten uns und Dampfer schafften sich mainaufwärts. Flöher und Schiffer grüßten hinüber und herüber, und uns Wädeln tief man freundliche Worte zu.

Es war so fein, wenn die Wellen eines vorbeikommenden Schiffes um die Fette zu uns herüberprangten und übermäßig zu unseren nackten Füßen auf das Floß hüpften. Wir hätten dann immer am liebsten wild mitgetollt, hätten wir dem Flöher nicht versprochen gehabt, daß wir ganz brav und ruhig sein wollten während der Fahrt.

Die beiden Flöher gingen wieder und wieder am Rande des Flohs entlang und stemmten ihre langen Stangen gegen den steilen Grund des Flussbettes, um das Floß so im rechten Fahrwasser zu halten . . . Dazwischen sahen sie bei uns vor der Flöherhütte, und wir wurden nie müde, ihren Erzählungen zuzuhören. Da beschwerten wir immer wieder aufs neue unsere Spezialbäume um ihre große Stelle, die hinaufgehen sollte bis ans Meer und vielleicht noch weiter, viel, viel weiter. —



Die Spessartberge lagen längst hinter uns, als wir Abschied nahmen vor den Flößern und unserem Flöß. Von hier aus ging es zu Fuß wieder heimwärts ... ganz eigenartig war uns zumute. Wie wußten nicht, was stärker in uns war: der große Wunsch, weiter mitzukommen mit unseren massigen Stämmen, die in die weite Ferne trieben, oder die Freude, daß wir uns nun wieder einen Hilmweg suchen konnten durch die fremde Gegend, zurück zu unserem Dorf, mitten in dem lebendigen, immer rauschenden Wald, der so mächtig ist, daß er es selbst nicht spürt, wie Jahr um Jahr unzählige von seinen Stämmen mainabwärts treiben. Ein Granitmühel.

Die grüne Keerl

Ihr seid vielleicht auch schon einmal auf einer eurer Fahrt in der kleinen Hafenstadt an der Nordsee gewesen. Ich habe Ihren Namen wieder vergessen. Irgend etwas mit ... bild am Ende war es. Aber Ihr werdet auch sicherlich gleich erinnern, wenn ich euch sage, daß auf dem Platz dicht bei dem Tor mit den vielen Mauern und den kleinen hohen Fenstern ein kleiner, ganz mit grünem Moos bewachsener Brunnen steht. Gleich links, wenn ihr von Norden durch das Badsteintor hereingekommen seid.

Ihr könnt, wenn ihr näher herangeht, durch eine schmale Gasse zwischen den Häusern ein Stück vom Hafen sehen mit seinen roten und weißen Segeln, ein Stück vom weiten und herrlichen Meer. Bei Regenwetter kommt auch der Hafengeruch bis hierher. Es riecht dann nach Teer, Gewässerfischen, Holz und Rausch. Es ist jener Geruch, der immer und immer wieder die Sehnsucht weckt nach großer Fahrt und nach der Ferne ...

Es ist auch möglich, daß ihr genau wie ich öfter zu dem Platz hingegangen seid, und dann habt ihr euch wohl auch den Brunnen etwas genauer angesehen. Dort steht nämlich zwischen all dem grünen Gewächs, ganz grün bewachsen, ein dicker kleiner Mann aus Stein, fast wie ein Gnom sieht er aus.

Der Brunnen ist schon lange nicht mehr in Gebrauch. Höchstens legen sich abends ein paar alte Leute, die in der Nähe wohnen, und denen der Weg zum Hafen schon zu beschwerlich ist, zu einem kurzen „Klönsnack“ auf seinem steinernen Rand zusammen.

Unten am Hafen bei dem jungen Volk geht es abends immer lustig zu bei Scherz und Markt. Zu den Alten bringen nur die bewohnten Klänge. Aber manchmal ist es doch besser, dort am Nordtor zu sitzen. Man hört dann allerlei von den Zeiten, wo noch die Frauen und Mädchen abends hier an diesem Brunnen Wasser holten. Lange, lange Jahre schon ist es her.

Die meisten Leute in der Stadt wissen heute gar nicht mehr, wie dieser Brunnen eigentlich heißt, wissen nicht einmal, daß der kleine grüne Brunnenknoten einmal die Stadt trittete ...

Es ist nun wohl schon an die hundert Jahre her, da war eine so große Sturmflut, daß der Deich an allen Ecken und Enden brach. Nur noch wenige Häuser standen, und auch die waren schon bis zu den Fenstern von den Fluten umspült. Niemand dachte mehr an Rettung. Alles Vieh war ertrunken. Verzweifelt sah die Leute auf ihren Schlissen mit ihrer geretteten Habe zwischen den Häusern umher.

Da stieß eines der Boote plötzlich gegen einen Stein. Das gab einem seltsamen dumpling Ton, und als sich der Steuermann hinabbeugte, um zu sehen, ob auch kein Leck entstanden wäre, hörte er eine Stimme: „Hol mi top, dat shall di wull al leed warn.“ Der Schiffsman dachte, daß er wohl nichts mehr zu verlieren hätte; auch dann nicht, wenn er sich mit den bösen Geistern einließ.

So ließ er denn ein Tau in das Wasser. Eine kleine Hand griff danach, und dann schwang sich am Bootsrand einer von den kleinen Wichteln empor, die nachts oft auf den Rähnen und in den Häusern herumpolterten. Klitschnah und tropfend war



er. Aber er lebte ganz vergnügt, als er jetzt im Trocknen sah. „Ich bedank mich. Und nun warst du ja wohl so op mir Dank fürwerten.“ Der Fischer meinte, daß wohl so ein kleiner Mann nicht viel vermöge. Er wußte darum keinen Dank ab. — —

Am nächsten Tage hatte sich das Wasser beruhigt, der Himmel war wieder klar, und die Wasser flossen ab. Die Leute singen an, ihre Häuser neu aufzubauen, der Deich wurde gefüllt, die Fischer fuhren auf Gang aus, und bald war die Notzeit wieder vergessen. Aber nachts soll es seit der Zeit an der Stelle, wo der Fischer den Wassergeist aufgenommen hatte, unzuhörig geworden sein. Manch einer hörte die Stimme des kleinen Geistes, der neben ihm unsichtbar herumzog und immer wieder von dem Dank sprach, den er der Stadt schuldig sei. Um den beruhigten Ruhe zu geben, ließ der Bürgermeister an der Stelle einen Brunnen errichten, so daß der Platz abends belebt war, und wirklich verstummt auch bald alle dunklen Neben von Wassergeistern.

Als nach vielen Jahren der Brunnen plötzlich eintröpfelte und trockn allen Bemühens das Wasser nicht mehr zum Fließen zu bringen war, fand ein Junge, der an dem alten Gemäuer spielte, das Standbild des kleinen grünen Mannes. Niemand konnte sich erinnern, es dort jemals gesehen zu haben.

Es lebten auch kaum noch Leute, die die Sturmflut miterlebt hatten; und der alte Fischer Hansen, der damals den Wicht aus dem Wasser gezogen hatte, war ja „überpönt“ geworden. Er hatte vor dem kleinen Kelternen Mann gestanden und mit ihm gesprochen, als wäre er lebendig, und als kenne er ihn schon lange.

Im Volksmund aber heißt der Brunnen noch immer „Der grüne Reerl“, und wenn ihr auf eurer Fahrt in die Stadt kommt und euch abends zu den alten Leuten seid, dann werden sie euch erzählen, daß es eine große Sturmflut kommen und die ganze Stadt verjähren wird. Das Zeichen dazu wird aber ein kleiner Mann sein, der kurz vorher erscheint und etwas vom Dank und Danken erzählt. Die jungen Leute glauben ja nicht mehr an diese alten Geschichten; aber wartet man dreißig bis vierzig Jahre, dann sind sie es, die dort um Brunnen sitzen und mit ernsten Geschichten vom grünen Reerl erzählen.

Ein Berliner Märchen.

Kampf um den Acker

Von der Landstraße aus kann ihr den Eifelländer nicht entdecken. Wollt ihr wirklich Bauern finden, müßt ihr dieses schiefblaue Land verlassen und tief hinein ins Land ziehen. Dort findet ihr Menschen, die verschlossen und trostig sind, und den Fremden mit größtem Misstrauen gegenüberstehen. Man muß lange unter ihnen leben, will man sie ganz verstehen.

Um ist der Eifelbauer; sein ganzes Leben besteht aus härtestem Kampf um die Fruchtbarkeit des Bodens. Man pflügt in der Eifel mit dem schmalsten Pflugmesser, das es gibt, und dennoch wirkt der Bauer nach jedem Umarbeiten des Ackers immer wieder riesige Steinhaufen aus dem Feld. Pferde gibt es hier kaum; der Ochse und auch die Kuh werden vor Pflug und Wagen gespannt. Frauen gehen mit hinter dem Pflug; kleine Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, führen schon die Zugtiere. Hat das Jahr schlechte Ernte gebracht, so muß der Eifelbauer von Brot und Kartoffeln leben bis zur nächsten Ernte . . .

Immer wieder bin ich in den Eifelbächen zu Gast gewesen. Um schönsten ist es, bei den Alten zu sitzen und ihren Erzählungen zu lauschen. Die meisten von ihnen haben noch wie eine Stadt geschenkt.

Da war so ein altes Mütterchen. Witzig und verhuhelt war sie. Sie lag auf dem Hof oder in der Stube mit einem ewig-währenden Steckstrumpf.

Wenn sie mich von weitem aus dem Walde über die Wiesenbögen ins Dorf kommen sah, dann lachte sie. Frisch an Geist und Erinnerungsvermögen, konnte sie mir Stundenlang erzählen, wie es zu ihrer Kinderzeit in ihrem Heimatort aussah:

Kohl war noch alles, die ganzen Berge. Kein Baum weit und breit, nur Heide. Dort oben der Berggrat, der heute einen wunderbaren Waldbestand hat, trug nur Buschwerk. Ackerbau gab es nicht. Die Leute lebten von geringem Flachsbau und ihren Schäferherden, die tagsüber in die Heide getrieben wurden.

Da kam ein Landrat. Ein schlanker und starker Mensch. Er war auch hierherum zu Hause, aber er hatte in der Stadt studiert. Der rief die Bauern zusammen: „Rabet die Heide, bewölkt Land, pflanzt Wald!“ so predigte er von Dorf zu Dorf.

Über die Leute wollten das nicht. Sie brauchten ihre Heide für die Schafe, jedes Kilometer; da durfte kein Wald oder Acker werden, sonst würden die Schäferherden zerstört! Sie ballten die Fäuste, pflanzten keinen Wald und trieben weiter die Schafe in die Heide.

Da rief der Landrat den Staat um Hilfe an. In dieser Einöde mußte Land werden. Nur den Schäfern sollten Bauern werden! Und der Staat zwang sie. Sie mußten sich fügen.

Nachts aber gingen die Burschen drauf zu dem Berg, zertraten und zerstümmelten die jungen Pflanzen. Sie wollten ihre Heide wiederhaben, so wie es immer gewesen war. Der Landrat aber blieb fest. Die immer wieder neu gesetzten Pflanzen wuchsen endlich, wurden Stämmchen, wurden Wald.

Und siehe da, als das Volk einmal den Pflug führte und sah, daß Bauer sein sein Gutes hatte, begleitete die Idee dieses einen Menschen über das ganze Land. Überall wurde nun das Land urbar gemacht. Es kamen Kühe in die Städte, Korn auf den Speicher, Pflanzen auf die Felder. Den nunmehr angebauten Flachs verarbeiteten die Leute zu Garn. Sie brachten es in eine Fabrik im Abertal und tauschten fertige Leinenstreifen dafür ein. Denn die Zeit war zu knapp, um neben der Feldarbeit auch noch den Webstuhl führen zu können.

So ist mit der Zeit in der Eifel Wald und Acker geworden. Die ganzen Bergketten, die von Napoleon vollkommen abgeholzt worden waren, tragen heute wieder dichte Laub- und Tannenwälder. Es war eine mühsame, jahrelange Arbeit, aber es hat sich gelohnt . . .

So berichtete meine Mutter. Die Stricknadeln klapperten, die mit Acker umrandete Brille war ihr vor Eifer auf die Nasenspitze gerutscht, und sie schielte mit blauen Augen darüber hinweg. Zur Befestigung nickte sie noch einmal mit dem Kopfe und schlürzte zur Küche hinaus, um mir eine Tasse Milch zu holen.

Da lag ich allein in der Stube. Warme Luft strömte von draußen zum Fenster herein. Die einfache Holzbank, der gescheuerte Tisch, in der Ecke ein alter Stuhl und darüber ein schmales Holzbrett mit den Gesangbüchern, all das war ein einheitliches Ganzen.

Meine Augen gingen am schmiedeeisernen Ofen entlang, grüßten die Blumen im Fensterglas und folgten den durch die Stube summenden Fliegen . . .

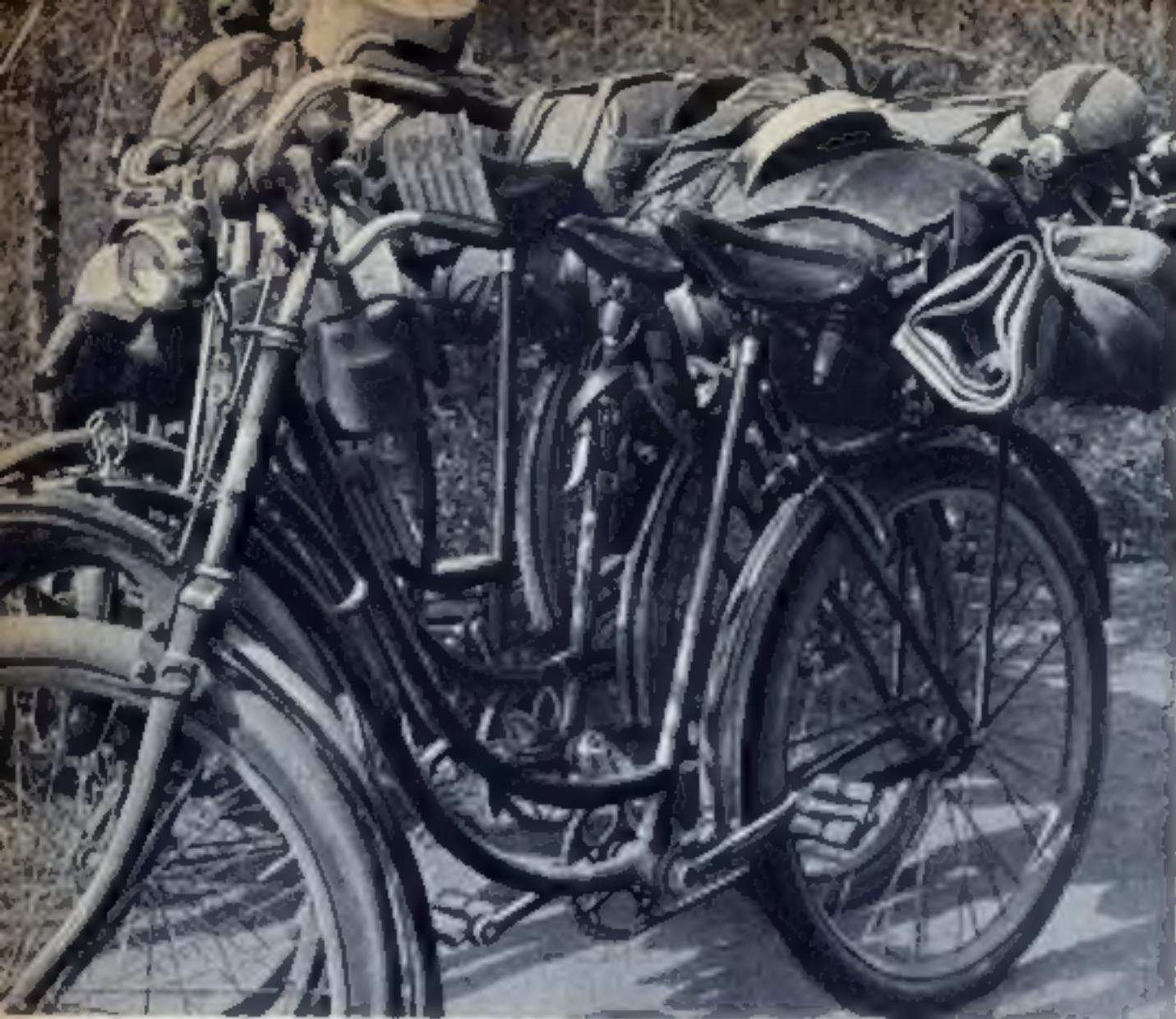
Diese Menschen hier haben eine besondere Gabe, das Wenige, was sie haben, mit solcher Gastfreundlichkeit und Liebe zu geben, daß es ist, als wäre man zu Hause.

Erst spät abends zog ich heim. Ich habe jeden Baum, jeden Waldstreifen jetzt mit anderen Augen gesehen. Das alles war vor siebzig Jahren noch nicht. Es wurde geschaffen aus dem Geist eines Menschen, der seine Heimat über alles liebte. Nicht weich und schwärmerisch, sondern mit solcher Kraft, daß sein ganzes Leben Dienst an der Heimat wurde; daß er den Kampf aufnahm auch gegen die, die ihm die nächsten waren, die harten und trostigen Bauern des Eifellandes. Und sein Werk steht noch heute.

In Hause habe ich noch lange auf der Holztreppe vor der Tür gesessen und hinauf zum Walde geschaut.

Ein Westmarkmärchen.





Finnland, wie wir es erlebten

Aus dem Fahrtenbuch einer
sächsischen BDM-Gruppe

Finnische Saubrigkeit

Wir hatten alle neun unsere Räder mit auf Großfahrt nach Finnland gekommen, wenn uns auch noch so groÙe Schauergeschichten von der Beschaffenheit finnischer Landstraßen erzählt wurden. Nun klingt das zwar einfach: Neun Räder — neun Räder; die werden schon vorwärtskommen. Aber da ist ja unser Gepäck noch nicht dabei, unsere Großfahrt-Mädel für sechs Wochen.

Als wir den ersten Radeltag in Karelen (Ostfinnland) vor uns haben, lärmten sich auf neun Gepäckträgern neun dicke Mädel, neun Zeltbahnen, neun Deden, neun Feldflaschen, hier und dort ein Fotoapparat, die Zelstabjäde, Wärmeladeneimer, hier ein Brotbrett, zweimal ein Kochtopf und einmal eine Schöpfstelle. Um neun Lenkstangen und neun Brotbeutel gekämpft . . .

Die Landstraße ist drei Meter breit und der Sand auf ihr zwanzig Zentimeter tief. Man fährt gut und gemütlich in den Wagenspuren. Es geht immerfort in Kurven bergauf und bergab. Meistens fahren wir im Wald, wildem Fichtenwald mit Kiefern und hellen Birken dazwischen. Oft haben wir auf der Höhe der Hügel einen unerhöhten Blick auf einen blauen See, aus dem Wiesen und runde Felsen reißen, mit Althen, Menschen und manchmal auch Häusern. Manchmal: denn Karelen ist eine arme, spärlich bewohnte Landschaft. Viele Gehöfte müssen sehr alt sein. Sie sind aus gebeizten, geschälten Baumstämmen gebaut, ohne Keller, wie Spielzeug auf einem Felsen stehend. Wenn der Felsen gerundet ist, dann steht das Häuschen manchmal etwas schief.

Die jüngeren Höfe und Häuser sehen fortgeschrittenlicher aus. Über einer Grundmauer von Granit ist ein rotes oder gelbes Hochhaus mit einem grauen Schindeldach gebaut; Türen und Fensterrahmen sind weiß gestrichen. Das steht heller und freundlich aus und sieht wunderbarlich in der Landschaft aus Waldgrün, Wiesengrün, Wasserblau, Felsgrau und dem Gold der Kiefernäste. Ein wenig abseits ragt das Gerüst des Ziehbaunnens gegen den Himmel. Jeder Fremde ist erstaunt, wenn er hört, daß der Keller des finnischen Bauern ein hüttengroßer Hügel ist, in den eine reitlingsgelassene Grastür führt. Alle sonstigen Gebäude des Gehöfts stehen in einem Kreis zusammen.

Beim Bauern

Wir wollen das erste Mal in Karelen beim Bauern schlafen, beschließen wir. Der Uhr nach ist es Abend und der Kühle nach, die recht plötzlich nach der glutheißen Sonne aus Tälern und Seen steigt, auch. Wir geraten in ein kleines Haus mit einer großen Familie, oberhalb eines Sees. Eigentlich haben wir

keinen Platz — um eine Scheune zu haben, sind sie, die halb Häuser, das Bauernleute sind, zu arm —, aber wir dürfen uns ein paar Bündel Stroh auf den Boden setzen und uns da ein Lager zurecht machen. Dabei werden wir einen vielleicht zwanzigjährigen Burschen, der da oben in einem her grauen, bunt durchzogenen handgewebten Läufert gewickelt schliefst. „Er arbeitet in der Nacht“, entschuldigt ihn seine Mutter, die gerade mit einer von uns, die finnisch sprechen kann, verhandelt. „Die Frau sagt, wir können hier in der Kühle liegen“, erzählt Hilde uns jetzt das, was sie gerade von der großen und laut redenden Frau erfahren hat, „wir sollten doch auch hier essen, Milch kann sie uns auch verkaufen.“ Als ich der Frau erkläre, daß wir Hitler-Jugend seien, kam gleich der alte Bauer dazu und ließ sich erzählen, wie die Mädel in Deutschland lebten, und weshalb sie sich zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen haben. „Ihr lernt doch wohl auch Schießen?“ hat der Bauer dann gemeint. Ich habe natürlich gelacht und nein gesagt. Da hat der Alte zu seiner Frau hinübergeblinzelt, als ob er sagen wollte: „Die will's nur nicht eingestehen!“ — Ich habe ihn in Ruhe gelassen, als ich merkte, daß er sich nicht überzeugen ließ.

Am nächsten Tag steht die ganze Familie auf der Veranda und schnelldet, schnelldet, und schnelldet, — einen Kleinenhausen schmalet Streifen aus gefärbten alten Kleidungsstücken. „Was das bloß bedeutet?“ wundere ich mich. „Der bald weiß ich, wo zu bleie Arbeit ist!“

Um Boden werden große Holzleisten und Balken geschleppt, aufeinandergelegt, zusammengehoben, ineinandergefügt, und zuguterecht steht mitten im Zimmer ein großer alter Webstuhl, der noch vom Urigrohaer stammt und von diesem selbst geschnitten worden ist. Sind endlich die Rettfäden aus Rehhaar alle gespannt, kann es losgehen! Die Stoffstreifen werden zu endlosen Bändern zusammengenäht und dienen als Schuhbänder. In seinem finnischen Haushalt fehlt wohl der oft selbst handgewebte Läufert aus alten Geweben.

Eine andere schöne Kunst ist das Wandmatten- und Kissenknüpfen. Man webt zuerst wie gewöhnlich und knüpft dann in der Art der Smaragdarbeit einige bunte Wollfäden über zwei Reitfäden, was dann ja auf der ganzen Matte verstreut ein schönes Muster ergibt. Die Wollfäden werden in vielen Fällen selbst auf dem Spinnstab gesponnen. Die echten finnischen Gewebe weisen immer wieder die blauen und weißen Farben auf und sind mit Bildern aus dem finnischen Volkstypus dem „Kanteletar“ und „Ralevalo“ geschmückt. Da gibt es Gruppen in den bunten Nationaltrachten, rotbraune Häuser und alte Holzkirchen, bei denen der Glödenturm immer ein Stück abseits steht . . .

Die Sauna

klein und rot und hölzern steht es dort an irgendeinem der 65 000 finnischen Seen, Sauna, das Badehäuschen. Ihm gehört die ganze Liebe und alles Heimatgefühl der Kalmarijafamilie und der Hofsleute. Auf nichts sind sie so stolz wie auf den uraltsten kleinen Raum mit den schwarz verlohten Wollentwänden und dem riesigen Steinofen. Viele, viele Male hat die Sauna, haben die heißen Bäder sie vor Krankheit bewahrt und im langen, dunklen Winter erwärmt und erfreut, vor ihnen die Väter . . .

Vila könnte 1000 Jahre alt sein, könnte eine Zauberjägerin aus Kalevala, dem großen Heldenlied der Finnen sein. Uralt und winzig klein schleppt sie ihre Bottiche und Holzschäfte. Vila ist Saunafrau. In der Badeküche wohnt sie, wie es ihre Vorfahren in alten Zeiten taten. Die Welt ist fremd und fern. Dass es Menschen gibt, die ihre Sprache nicht verstehen, glaubt sie einfach nicht. Sie liebt ihren Herrn. Er lehrte sie, die Bibel lesen. Niemand trauerte wie sie um seinen Tod. Deutlich sieht sie den Jungherren, den 17jährigen Korolohn, wie sie den Vater und Großvater liebte. In ihren großen blauen Augen liegt mehr Ruhe und Weisheit, als sie die Menschen der großen Welt haben; denn Ruhe und Weisheit geben die weiten finnischen Seen.

Vila und die Sauna von Karmelahti gehören zusammen. Kommt ihr am Nachmittag um 5 Uhr zu Vila — sie weilt von der Sonne, wann es 5 Uhr ist —, so ist in der Badeküche Finsternis vor Rauch. Riesige Birkenscheite hat Vila in dem mächtigen Ofen aus Felsblöden aufgehäuft. Das Feuer lebt an dem schwarz verlohten Wasserkessel, der daran hängt. Die Rauchschwaden werden immer dichter, geben immer tiefer, denn einen Schornstein gibt es nicht in der Sauna. Nur wenn ihr auch auf den Boden duft, könnt ihr noch atmen. Vor „Tuli“, dem großen Feuer, steht Vila, alt und klein und sehr still, hält ein Birkenscheit in der Hand und starrt in das Feuer, bis der lebte Funke verglüht ist.

Kommt ihr nach einer Stunde wieder zur Sauna, dann steht die Tür weit auf. Über den See ist der Rauch davongesogen.

und reine warme Luft schlägt euch entgegen. Im Innern stehen zu langer Reihe die Birkenholzbottiche mit warmem, kaltem und lauem Wasser. Reiser und Usche sind fortgekehrt. Die selbstgewebten Kinnentücher liegen auf der Wandbretter ausgedreht. Alles ist fertig zum Bad.

Schnell zieht ihr euch aus, greift euren Wasserkessel und steiert die schmale Stiege hinauf auf den kleinen Balkon unter dem Dach im Halbdunkel, dort über dem riesigen Ofen. Macht's euch gemütlich, solange ihr euch noch hinsetzen könnt. Später ist die Holzpritsche zu heiß. Glühend sind die Steinplatten des großen Ofens durch das Feuer geworden. Vila packt die Birkenrutenbündel, ohne die die Sauna nicht zu denken ist, darauf.

„Vila, bitte Dampf.“ Aus dem großen Kessel schöpft die alte Wasser und giebt es über die heißen Steine, doch zischend der heiße Dampf aufsteigt. Herrlich riecht es nach Birkenblättern. Immer mehr, immer mehr . . . 50 — 60 — 70 Grad sind jetzt im Raum. Well ihr Anläger seid, werdet ihr jetzt denken, ihr seid in der Hölle. „Danke, danke, Vila, es ist genug!“

Aber ihr willt nicht, wie schön es jetzt wird. Da sind die heißen Birkenruten mit den jungen Blättern. Vila gibt uns allen eins. Wie touchen sie in den Elmer mit heißem Wasser und verprügeln uns gegenseitig damit. Nun denkt ihr sicher, das tut weh! Kein Gedanke, es ist weich und herrlich. Wenn ihr trotzdem genug habt, dann legt ihr feuerrot und prustend wieder nach unten. Auf ein winziges Schmelzchen werdet ihr gebeten und vor alle die Bottiche. Dann werdet ihr mit Seife eingetaucht. Wenn ihr durch eine Schicht schöner, selbstgemachter Schmierseife glatt seid wie Vale, dann macht Vila die Tür weit auf, und ihr lauft glühend, mit riesigen Sprüngen in den See . . .

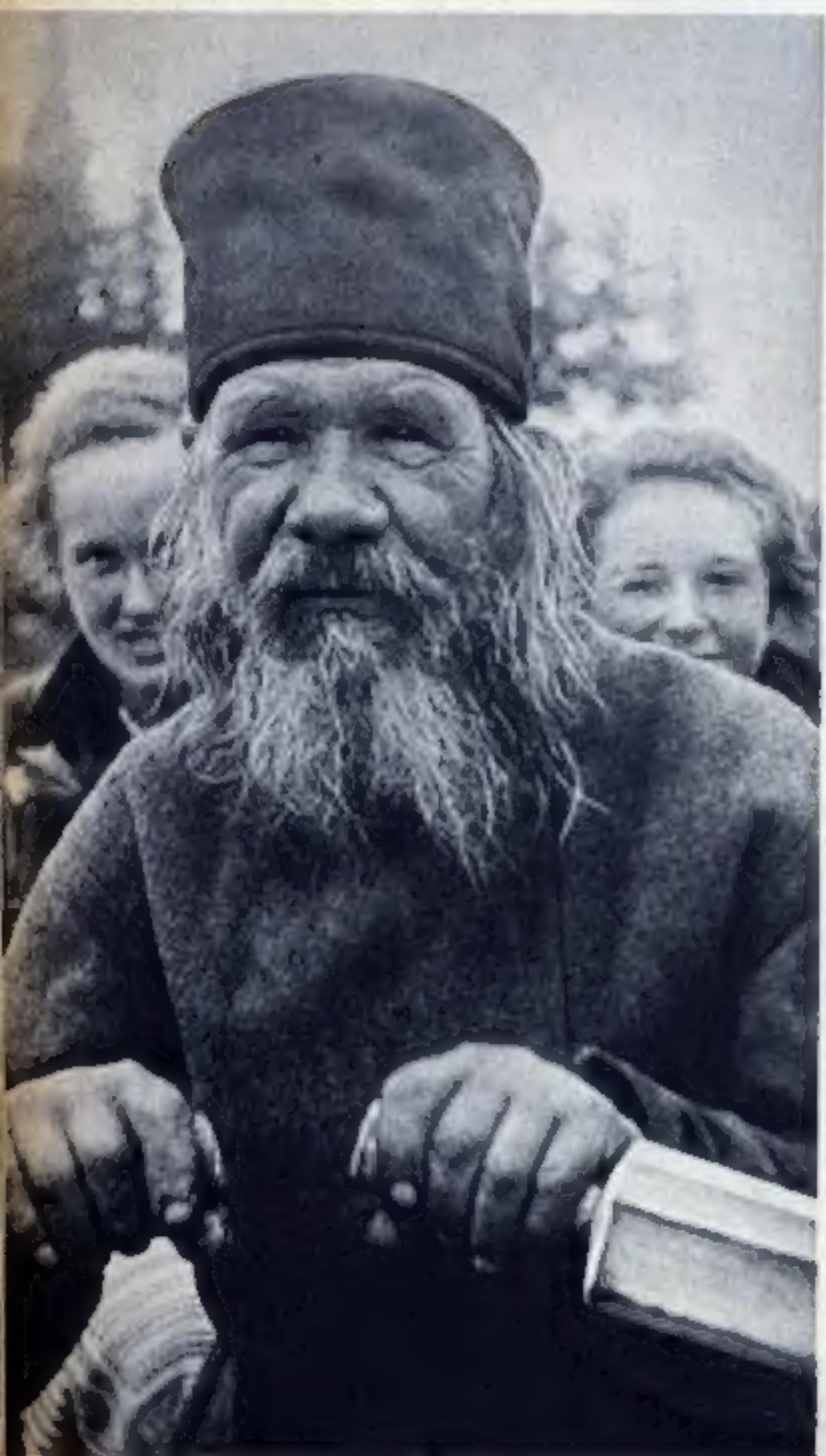
Kommt mit mir, spät am Abend, wenn der große gelbe Mond am weißen, nordischen Sommernachtshimmel steht, noch einmal zu Vila. Sie sitzt vor ihrem Saunahäuschen auf der Schwelle, klein und ernst, Jookki, den Kater, neben sich, und hält Zwiesprache mit dem stillen See.

Von der Höhe der Hügel haben wir oft unverhofft einen weiten Blick über einen der 65 000 Seen Finnlands





Russischer Mönch führt uns über den See zur Nikolai-Kirche



Das Kloster auf Valamo

Abends singen wir am Feuer, wenn wir nicht zu müde sind von der Fisze, vom Wandern und Schauen. Das schwere Schwarzbrot, dem man die Rübe der russischen Grenze anmerkt, ist verzehrt. Der Tee steht noch auf dem Feuer für die Nachtwache. Nun singen wir ...

Jenseits der Bucht leuchten die hellblauen Kuppeln der russischen Kathedrale mit den goldenen Kreuzen mit drei Querholzen. Ab und zu geht unten am Weg ein Mönch vorbei, um die schwarze Kutte einen Ledergürtel mit glattem Koppel. Er trägt feste Schafstiefel, im ganzen ein recht wehrhafter Anblick. Städtische Bärte tragen sie im Gesicht, und die langen Haare hängen über die Kutte. Unsere Lieder scheinen sie nicht zu berühren, still stehen sie ihres Weges.

Plötzlich tauchen unten eine ganze Menge schwarzer Gestalten auf, bieben stehen, und wie wir mit einem Lied fertig sind, klatschen sie Beifall. „Stau“, denken wir, „diese lebten griechisch-katholischen Mönche in der Einsamkeit des Ladoga-Sees scheinen ja gar nicht so streng zu sein.“ Da singen wir: „Und in dem Schneegebirge“ und beobachten die Gestalten unten jenseits der Wiese am Waldrand. Als wir die zweite Strophe anstimmen, ragen die Schwarzgekleideten wie auf Kommando in den dichten Wald auf der anderen Seite des Weges. Gleich darauf geht langsam und festen Schritten ein Priester unten vorbei, erkenntlich an der hohen schwarzen Mütze, die wie ein Zylinder ohne Krempe aussieht.

Als er verschwunden ist, kommen vorsichtig spähdend die anderen Mönche aus dem Wald und bewegen sich langsam am Wiesenrand entlang zu uns heraus. Jetzt erkennen wir sie auch: Es sind zwölf von den jungen Mönchen, die tagsüber in der Kathedrale auf den Holzgerüsten mit Pinsel und Farben herumklettern und malen, zwecks Erneuerung und Ausbesserung des Gewölbes. Nach unserem nächsten Lied klatschen sie wieder Beifall, und wir erkennen an ihren Gesichtern, daß sie lächeln. Sie kommen auch noch näher, bis auf wenige Schritte an unser Feuer heran. Einer scheint das Amt des Beobachters und Wächters zu haben, denn er blickt fortwährend nach dem Weg, auf dem der alte Priester vorbeiging.

Die Mönche haben alle im Unterricht etwas Deutsch gehabt, auch die Novizen. Deswegen rufen wir hinüber zu dem Gruppen, das sich im Grase niedergelassen hat: „Jetzt müht ihr etwas singen!“ Sofort hängen sie an zu beraten. Nach einer kleinen Weile erhebt sich ein langer, scheinbar noch sehr junger Mönch, dessen helle Röden unordentlich über die Schultern fallen, gibt ein Zeichen mit der Hand, und dann singen sie ihr erstes Lied.

Nun singen wir immer abwechselnd. Einmal Klingt eines unserer hellen, harten und fahrtischen Lieder auf, aus dem unser Glaube an das neue Reich spricht, einmal sind wir still und hören. Die Mönche singen die Gesänge ihrer Gottesdienste. Melancholisch und eintönig, von einer schwermütigen Melodie sind die Säye. Wir fühlen regungslos und lauschen dem Lied. Obwohl es vielleicht sogar auf dieser Insel entstanden ist, Klingt es doch fremd und lebt in seiner eigenen Heimatlandschaft umher. Diese Kirchenlieder, das fühlen wir alle, dürfen nur in einer bunten und goldprächtigen Kathedrale gesungen werden. Deswegen fragen wir: „Könnt ihr denn keine andern Lieder?“ Aber alle schütteln gleich den Kopf.

Es ist so, daß wir und auch die da drüben darüber nachdenken müssen. Es ist still, und Landschaft und Abend erheben die Stimme. Bis jetzt haben wir auf Seen und Wälder, auf Felsen, Strand und Wiesen mit willbegierigen Blicken, und wir staunten über die fremde Rücksicht der abendhellen Seen. Über jetzt Rügen die Mönche da brüllen und leben auch in den Abend. Da müssen wir uns fragen: jetzt blicken die Söhne dieser Landschaft in die Schönheit ihres Landes und können nicht einmal davon ragen, daß sie eins sind mit ihrer Heimaterde? Und wir denken an unsere Lieber.

Drüben hebt der junge Mönch wieder die Hand. Die Mönche singen ganz leise und langsam. Wir kennen das Lied. Es ist Finnlands Nationalhymne ... Hinter dem Wald geht die Sonne unter. Klar steht der leuchtende Himmel über dem spiegelnden See. Die Mönche erheben sich, und sie grüßen uns, ehe sie sich im Wald verlieren ... Wir sprechen nicht, gehen ins Zelt. Zwei haben Nachtwache. Im Einschlafen hören wir, wie die eine die Melodie von „Heilig Vaterland“ leise summt.

Helsingfors

In der Hauptstadt von Finnland ist das neue Reichstagsgebäude ganz aus Granit gebaut. Es ist der schönste Bau von Helsingfors; die junge Republik hat ihn sich als Zeichen ihrer Stärke und ursprünglichen Kraft gebaut.

Wir stehen auf dem Platz vor dem Reichstagsgebäude. Eine die ganze Breite der Front einnehmende Treppe führt zu den Türen, aus denen gerade eine Menschenmenge vor einer Besichtigung der Innenräume kommt. Ein paar Soldaten, eine Bürgerfamilie, eine alte Arbeiterschar, zwei vornehme, gesichtete Herren und ein paar Touristen. Alle reden eifrig, indem sie die Treppe hinuntersteigen.

Wir schließen uns der zweiten Besichtigungsgruppe an. Treppenhaus, Empfangssaal, Erlesungshalle, alles ist hell, vornehm, trok prächtigsten Materials streng und einfach. In den einzelnen Empfangs- und Sitzungssälen, in dem kleinen Edesaal für die Damen können wir die neuesten, schönsten, kostbaren Möbel und Teppiche zeit finnischer Herkunft bewundern. Einzelne wissam angebrachte Kunstwerke sollen uns auf. Zum Schluh der Führung kommen wir in den großen Sitzungssaal. Rechts sitzen die Schwarzhemden, die den Nationalsozialisten vergleichbar sind, dann kommen die Agrarparteien, die die meisten sind und mit den Schwarzhemden die nationale Mehrheit bilden, dann die Liberalen und die Sozialdemokraten, und dann ist der Parteireichtum erschöpft.

Wir malen uns aus, wie es ist, wenn Reichstag abgehalten wird, wenn die alten finnischen Bauern mit ihren groben Stiefeln über den vornehmen Fußboden gehen, — dann sehen wir auf unjers eigenen Schuhe und lachen... Als wir an den Granitsäulen vorbei die Granittreppe hinuntergehen, denken wir daran, daß in diesem Lande wohl große Gegenstände vorhanden sind. Wir denken an die schönen Holzhäuser, an das Kloster und dann an den Reichstag... Wir werden noch darüber nachdenken, wenn wir wieder zu Hause sind, wenn wir den andern erzählen von diesem seltsamen und fremden Land.

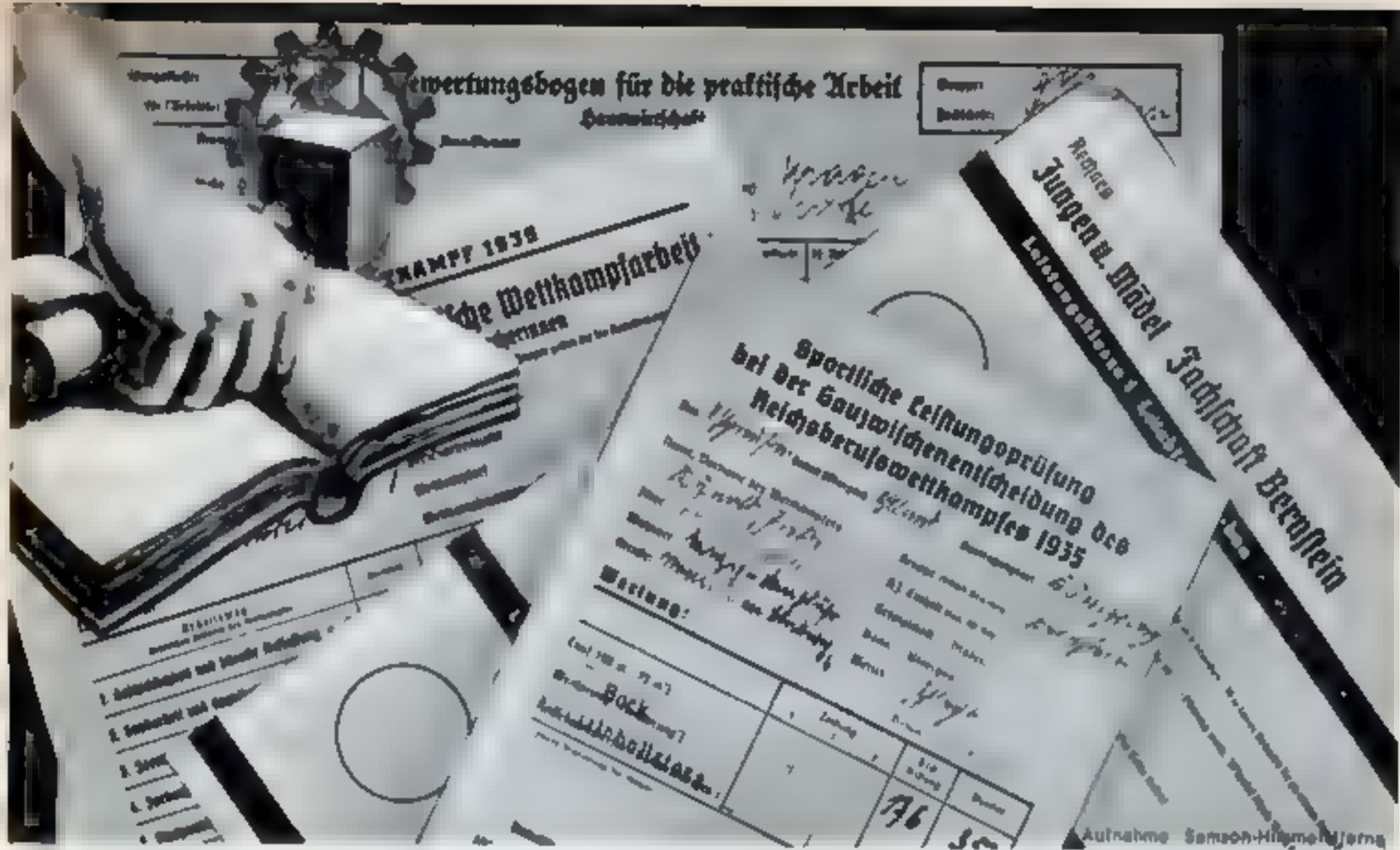
Nach sechs Wochen Großfahrt durch Finnland bringt uns die „Brandenburg“ in die Heimat zurück



Finnische Kinder vor einem der alten Bauernhäuser in Karelia



Scandinavien. Öppenau 16



MÄDEL AM WERK

V. Was aus den Reichslegerinnen des RBWK 1935 wurde

Die heutige Mädelgeneration bestimmt ihr Leben aus der Verantwortung ihrem Volke gegenüber. Das Mädel hat darüber nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse zum Nutzen unseres Volkes anzuwenden. Es steht, daß der wesentliche Kern seiner Arbeit weder der Erwerb an sich, noch der Kampf um den Arbeitsplatz ist. Wesentlich ist der Anteil, den die arbeitenden Mädel am Schaffen des Volkes haben. Sie werden sich notwendig an Arbeitsplätzen einsegnen, die ihrem Wesen entsprechen, und dort durch Leistungen zeigen, daß sie am Aufbau mitarbeiten.

Allen Überlegungen über die große Frage „Mädel im Beruf“ gibt der Reichsberufswettbewerb eindeutig Antwort. Er fordert die gesamte deutsche Jugend auf, in einem freiwilligen Wettstreit die eigenen Leistungen zu messen. Der Reichsberufswettbewerb legt das Schwerpunkt auf die sachberufliche Leistung des Mädels. Die hauswirtschaftlichen Fragen sind ergänzend. In diesem Jahre stand zum ersten Male auch die Studentin neben der Jungarbeiterin im Reichsberufswettbewerb. Im Gauwettbewerb löste sie mit ihr die sportlichen und hauswirtschaftlichen Aufgaben. Von der Jungarbeiterin bis zur Studentin muhten sie alle den Beweis der Leistung erbringen.

So ist Zusammenfassung und Beweis der Arbeit aller berufstätigen Mädel der Reichsberufswettbewerb, der das bewußte Erleben des Nationalsozialismus und die berufliche Leistung fordert, wozu die körperliche Erziehung die Grundlage sein muß. Es sind danach wahrhaft die Besten, die als Siegerinnen aus dem Reichsberufswettbewerb hervorgehen. Erzählen wir einmal von ihnen:

Da liegt eine große braune Tüte mit der Überschrift „Reichsberufswettbewerb 1935“. Sie ist eingeteilt in viele vorgedruckte Fragen und Felder. Bleistift, Tinte und Rotstift bringen etwas Leben auf die Oberseite dieser gewichtigen Tüte, deren Inhalt Arbeiten und Bewertungen der Reichsgererin Lieselotte Venkendorf aus der Gruppe Hotel ausmacht. Da ist

das Wettkampfergebnis: Schriftliche Aufgaben: Aussch zwölf Punkte, und was wählte Lieselotte zum Thema? „Warum muß man von jedem Mädel heute Kenntnisse in der Hauswirtschaft verlangen?“ — das schrieb sie in fünfzig Minuten, machte allerdings einige Fehler, immerhin ergaben sich 12 Punkte. Die weltanschaulichen Fragen brachten 10 Punkte; behandelt waren Rassefragen, sportliche Fragen, Ostpreußen als Siedlungsland usw.; und dann folgten Fachfragen mit 16 Punkten und Rechner. Im praktischen Wettbewerb holte Lieselotte 70 Punkte heraus, sie plättete handlicher, machte als Röhrenaufgabe ein Bahnbemüthen und als Werkarbeit Verzierung an Rundbeschlägen am Wäschestell. Schließlich kam die sportliche Leistungsprüfung im Lauf, Weitsprung und Werfen mit 74 Punkten, und aus alledem ergab sich dann die Summe, die Lieselotte Venkendorf zur Reichslegerin ihrer Klasse machte. Es ist ein schönes und gutes Stil Arbeit, das aus den Papieren und Zahlen einer solchen Reichsberufswettbewerbs spricht, und so wie die Lieselotte haben sie sich im vergangenen und in diesem Jahr alle ehrlich mühen müssen, bis sie zum Siege gelangten.

Was erhält nun Lieselotte Venkendorf neben dem eigenen freudigen Bewußtsein gut erfüllter Pflichten? Lieselotte, die als Kochlehrling in einem großen Berliner Restaurationsbetrieb tätig ist, erhält ein Stipendium von 1000 Mark, das in Form monatlicher Unterstützungen verwendet wird, weil Lieselotte nach ihrer Lehrzeit in ausländischen Hotelbetrieben — Paris, Montreux oder Lausanne, London — tätig sein soll, um ihr Berufswissen zu erweitern und später als erste Fachkraft in den größten Betrieben Deutschlands wirken zu können.

Solche Stipendien an die Reichsberufswettbewerbsgerinnen sollen immer zur weiteren beruflichen Förderung verwendet werden. So erhält Röthe Empting aus Westfalen-Nord, die als Friseuse Siegerin wurde, 840 Mark, mit denen sie vom Januar bis März 1936 einen Vollkursus in der Schule des Reichsausbildungsverbandes der Friseure zu Berlin besuchen konnte und nur daran anschließend einen Kursus in Schönheitspflege bei einem ersten Spezialgeschäft nimmt.

Siegerin in der Fachgruppe Schneiderin wurde Uta Adelhardt, die benötigt ihre 1270 Mark, um sich auf der Deutschen Meisterschule für Mode in München weiterzubilden.

Die Hilfsarbeiterin Klara Dörfler aus Baden, die in der Gruppe „Eisen und Metall“ siegte, verwendet ihr Stipendium zum Besuch von kaufmännischen und hauswirtschaftlichen Lehrgängen in Karlsruhe, später soll sie in die Jugendabteilung des Hauses Baden eingebaut werden, auch Emma Uenzelb des Hauses Franken, eine Steinmetzpraktikantin, benutzt ihr Geld zur hauswirtschaftlichen und weltoffnhaften Schulung. Auf einer Textilfachschule in Hainichen will sich die Steigerin der Gruppe Textil Irmgard Frahm aus Groß-Görschen bei Löbau zur Kleidertünnprüfung vorbereiten, Dora Fröhlich vom Haushaus Koblenz-Trier, die als Wingerin in der Gruppe „Landwirtschaft“ siegte, konnte neben ihrem Stipendium auch eine Mademoiselle mit „Kraft durch Freude“ verbuchen. Die Haushilfsfrau Maria Hermes aus Düsseldorf will sich für ihr Stipendium den einjährigen Besuch einer Haushaltspflegerinnenschule; und die Hilfsarbeiterin Karla Krüger vom „Rathung und Gewuß“ lädt sich in Abendlehrgängen in Hamburg im Kochen und Nähen ausbilden.

Das gewährte Stipendium ermöglicht es Hertha Riewe aus Duisburg, die als Hilfsarbeiterin der Berufsgruppe „Druck und Papier“ am RWWK 1935 teilnahm, neben ihrer Berufsausbildung kaufmännische Abendlehrgänge zu besuchen. Hertha will jetzt ein Jahr lang auf eine höhere Handelschule gehen. Die Schleiferin Else Kothet erhält 1000 RM., mit denen sie sich auf ihre Examen als Volkschullehrerin vorbereitet. Aus der Bayerischen Ostmark kommt Anna Henning, die als Kindergarten- und Hortnerin in den Wettkampf trat. Sie erhält ein Stipendium von 1280 RM., damit sie sich zur Jugendleiterin ausbilden kann. Aus der Reichshälfte „Kinderpflege“ der Berufsgruppe Haus-Garten-Landwirtschaft kommt Rosemarie Giebcke, sie soll im Pestalozzi-Großehaus zu Berlin zwei Jahre lang zur Kindergartenleiterin ausgebildet werden.

Schicksalsgestaltend ist in das Leben all dieser Mädel der Reichsberufswettkampf getreten. Was liegen nun diese Mädel selbst zu ihrer Welt und ihrem Sieg? „Wir wissen, daß wir mit dieser Leistung nicht einen wesentlichen Lebensabschnitt erreichen, sondern daß wir unserer Nation dadurch ein großes Versprechen für die Zukunft gegeben haben, ein Versprechen das wir in den kommenden Jahren einlösen müssen“, so sagt die eine, und über den Kampf selbst schreibt sie: „Keine von uns brachte den Optimismus auf zu sagen: „Ich werde Siegen“, da wir Unmögliches erwarteten. Über es erwies sich, daß auch hier die Aufgaben im Bereich des zu Schaffenden lagen“ oder „Wir alle gaben unser Bestes, leisteten eben das, was in unseren Kräften stand!“

J. v. R.

Aufnahmen Mohn-Hahn



Liesel Adelhardt



Klara Dörfler



Dora Fröhlich



Irmgard Frahm



Lieselotte Benkendorf



Käte Empling



Hertha Riewe



Maria Hermes

Mit der Reichsreferentin des BDM durch Sachsen

Trude Mohr sprach auf Kundgebungen, Feierstunden, Betriebsappellen und Führertagungen zur sächsischen Mädelschaft

Sachsens Jugend, deren Heimat einst der Hochst Markt vergangener Systeme und roter Fege war, ist die Jugend geworden, die sich als erste unter der Fahne des Führers zusammenschloß, noch ehe die Gewalt und die Größe seiner Idee von allen im Reich erkannt wurden.

Nichts ist dabei der sächsischen Jugend erspart geblieben. Von Anfang an muhte sie gegen Verhebung und offenen Kämpfen. Jungen und Mädel, die in kommunistisch verheuchter Umgebung groß geworden waren, die Tag für Tag die Schrecke des Todes durch Arbeitslosigkeit und Hunger am eigenen Leibe spürten, die in dem dicht besiedelten Industriegebiet ihrer Heimat immer mehr Menschen in letzter Verzweiflung zur roten Internationale stachen, diese Jugend kämpfte sich verbissen und zäh durch alles Elend und folgte als erste dem Ruf Adolf Hitlers.

Seitdem wurde die Arbeit der sächsischen Hitler-Jugend in ununterbrochenem Einsatz vorangetragen. Jungen und Mädel schafften am gleichen Werk . . . Wohl nur in wenigen Gebieten des Reiches mag die Zusammengehörigkeit von Mensch, Blaschne und Landschaft so stark und deutlich hervortreten, als gerade hier in Sachsen. Das spürte jede von uns, die an der Fahrt der Reichsreferentin durch den Obergau Sachsen teilnahm.

Unter der Anteilnahme der gesamten Bevölkerung fanden im Befehl von Vertretern der Partei und der Behörden in Städten und Dörfern Großkundgebungen, Betriebsappelle und Feierstunden statt. Überall klang uns aus Liedern und Sprechchören der Wille und der Einsatz des sächsischen Mädels entgegen. Die strohige und disziplinierte Art der Durchführung aller Kundgebungen zeugte am stärksten von Haltung und Arbeit des sächsischen BDM.

Keine lautaten, überchwanglichen und oberflächlichen Stunden waren es. Das Land mit seiner kostlosen Arbeit, mit seinen Fabriken und Bergwerken, mit seiner Heimindustrie und seiner Grenzlandarbeit lebte in ihnen, und die Mädel wußten um den Sinn ihrer Arbeit und damit zugleich um die Aufgabe jeglichen Schaffens. Von Jugend auf wurden sie zum Zupacken erzogen, und dieser Einsatz klang immer wieder in den Feierstunden auf, die Tausenden von Mädeln das große Erlebnis der Gemeinschaft gaben.



Stärker noch als in den Städten und im Vorland trat dieser Zug, immer bereit zu sein für die Verteidigung von Land und Zeit, in den Standorten an der Grenze hervor. Hier stand mitten über dem harten und mühseligen Tagwerk täglich das Bewußtsein, Grenzwacht des Reiches zu sein.

Als Trude Mohr in einem kleinen erzgebirgischen Dorf ein zehnjähriges Jungmädel fragte, warum gerade die Mädel hier noch ordentlicher, noch disziplinierter und sauberer sein müßten als alle anderen, antwortete es ohne zu zögern: „Weil wir hier so dicht an der Grenze leben.“ Eine Zehnjährige nur, und doch stand sie als Jungmädel schon mitten im Leben ihres Volkes.

Der Wille zum Schaffen und die Treue zum Führer, das waren die beiden Bekenntnisse, die sich durch alle Kundgebungen und Appelle zogen, an denen Trude Mohr zwischen den sächsischen Mädeln stand und zu ihnen sprach:

„Wir sind eine Jugend, die mehr zu wollen und mehr zu schaffen hat als jede Jugend vor uns. Wir sind eine Jugend, die disziplinierter, anständiger und sauberer sein muß als jede andere. Auf uns steht die Welt als auf die Jugend des Führers und damit des neuen Deutschen Reiches. Wir haben die Verpflichtung, die uns damit gegeben ist, in all unserer Arbeit, in unserer Haltung und in unserem Einsatz zu erfüllen. Schon das kleinste Jungmädel, das in unserem Reihen steht, muß um diese Verpflichtung wissen und sie für sein Teil zu erfüllen suchen.“

So kann diese Erziehung im Bund nicht dazu dienen, diese und jene Mädel so weit zu bringen, daß sie sich später einmal allein im Leben zurechtfinden, sondern sie hat ein weit höheres Ziel zu erfüllen: Sie muß die Garantie dafür geben, daß einmal in Deutschland Frauen sein werden, die sich der Größe der Aufgaben, die ein Volk überhaupt stellen kann, bewußt sind, und diese Aufgaben lösen werden. Diese Erziehung kann deshalb auch nicht jugendhaft oder oberflächlich sein: Sie muß in der Gemeinschaft jedes Mädel zur verantwortungsbewußten Trägerin der nationalsozialistischen Weltanschauung formen.“ —

Neben diesen Feierstunden, den Betriebsappellen und den Kundgebungen auf Blöcken und Straßen, besuchte Trude Mohr die Arbeitssättler, an denen Mädel und Jungmädel durch ihrer

Hände Arbeit ihr Brot verdienen. So lagen in einem kleinen Ort im Erzgebirge acht Jungmädchen, zehn und elf Jahre alt, vor dicken Klöppellüden und wackten mit kleinen Fingern die hölzernen Klöppel hin und her, daß der Raum ganz erfüllt war von einem ununterbrochenen Klappern.

„Schon drei Jahre,“ antwortete eins auf Trude Mohrs Frage, wie lange es denn schon Klöppeln könnte. Also seit dem siebten Lebensjahr. Über das war noch nicht das früheste Alter. Einige konnten es schon seit dem fünften. Mit ehrlichem Stolz packten sie ihr zusammengerolltes Stück Spicke aus dem Tüchlein, das hinten am Klöppelsack befestigt wird. Über nicht nur Spicke konnten sie herstellen, sondern sogar Kragen, Decken und Kissenplatten, die in einer kaum glaublichen Geschicklichkeit und Hertigkeit gearbeitet waren.

Hier wurde geschafft, und die Freude an der Arbeit wuchs zugleich mit dem eigenen Werk. Die Jungmädchen Klöppelten nicht nur, um eines alten Volkstums wieder ins Leben zu rufen, sondern sie verdienten damit Geld, das der Haushalt dahinter oft so bitter nötig hatte.

Um gerade diesen Widdern, die Tag für Tag in der Heimarbeit mithelfen müssen, die brauchen in den Städten hinter Maschinen und Verkaufsstellen stehen, einen Ausgleich in ihrer anstrengenden Arbeit zu geben, hatte der Obergon Sachsen bereits im Vorjahr große Zeltlager in allen Teilen seines Bezirkes durchgeführt. Insgesamt länden 45 Zeltlager an der Grenze statt, in denen 2954 Mädels Erholung und Ruhe fanden, und aus denen sie mit frischen Kräften an ihre Arbeitsplätze zurückkehrten. Sehr wesentlich trugen die Sportfeste des Sommers mit ihren 40 850 Teilnehmerinnen dazu bei, die überallige Erfrischung des jüdischen Mädels auch vor der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen.

Den Abschluß der gesamten Veranstaltungen des jüdischen BDM bildete eine Arbeitstagung sämtlicher Untergauführerinnen Sachsen mit der Reichsreferentin und der Obergauführerin. An dieser Tagung nahm außerdem der jüdische Gauleiter Pg. Mutschmann teil, durch dessen Anwesenheit die enge Zusammenarbeit zwischen der nationalsozialistischen Jugendorganisation und der Partei wohl am besten zum Ausdruck kam.

Ein Beweis unserer Arbeit sollten die Kundgebungen sein und darüber hinaus Auftruf und Werbung für alle, die noch nicht in den Reihen der nationalsozialistischen Mädelsorganisation stehen — Erlebnis der Gemeinschaft und Verpflichtung zu neuem Einsatz waren sie für uns; denn mit neuer Schaffensfreude kehrten wir wieder zurück in unsere Städte und an unsere täglichen Arbeitsplätze.



Gauleiter Merlin Mutschmann in der Sachsenstufe des BDM



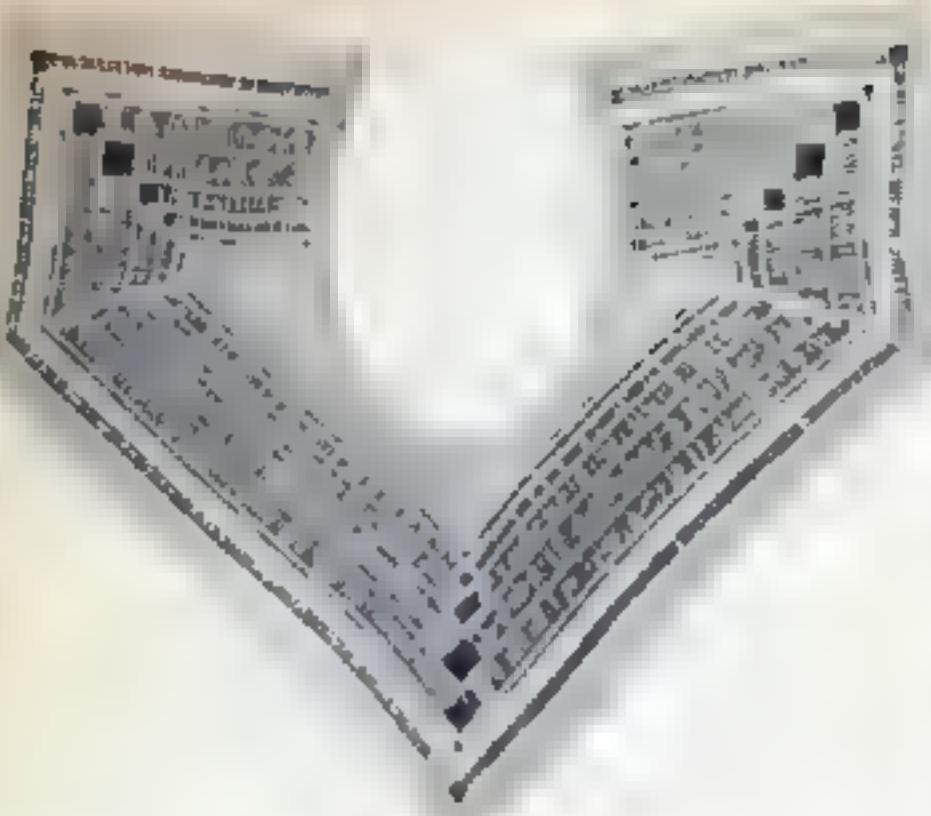
Kundgebung in Döbeln zu der Kreisfeier Bahr 2 Lauten statt



Unten: Kundgebung des BDM auf dem Markt in Mittweida

Trude Mohr spricht auf dem Betriebsappell in Zwickau





Wir wollen das Gediegene

Unser Kleid im Sommer

Trotzdem von Zeit zu Zeit immer wieder von Muhenstehenden der Versuch gemacht wird, eine „Beermännlichung des deutschen Mädels“ durch die Gemeinschaftszerziehung im Bund Deutscher Mädel herauszufinden, und trotzdem diese wohlmeinenden Wörterluse in längeren oder kürzeren Darlegungen ihren Kleiderorschlag finden, gehen wir Mädel im Bund unabrekt unserer eingeschlagenen Weg weiter. Wie haben keine Zeit, uns

mit den Ewig-Weniglichen auseinanderzulegen. Man wird einen Muhenstehenden auch niemals durch Worte von dem Wesensgemähen unserer Arbeit überzeugen können, sondern das wird einzig und allein unserer praktischen Leistung, der Art, mit der wir unserem Leben im Bund und auch im eigenen Alltag Form und Inhalt geben, vorbehalten bleiben.

Wir haben aus dieser Erkenntnis, die uns durch unsere praktische Arbeit, auf den Elternabenden, auf unseren Feiern und Fasen bereits in allen Teilen des Reiches immer wieder bestätigt worden ist, bewußt auch die Frage nach einer ruhigeren, wesensgemähen Lebenshaltung gestellt. Denn gerade wir, die wir in der nationalsozialistischen Jugendgemeinschaft die Verwirklichung unserer Westanschauung am stärksten erleben, sind bewusst und verpflichtet, dieser inneren Haltung auch nach außen in Kleidung und Stilempfinden Ausdruck zu geben.

Jedes BDM-Mädel muß sich aus diesem Grunde selbst mit allen Fragen des Geschmacks und der Kleidung befassen, denn und das sei hier noch einmal grundsätzlich festgestellt — es können wohl allgemeine Richtlinien gegeben werden, aber ein Kleid kann nur dann uns selbst und unserer Weltwelt wirklich Freude machen, wenn es in Schalt und Herstellung dem Wesen und Stil seiner Trägerin entspricht. Wenn wir jetzt im neuen Frühjahr darangehen, uns auf den Sommer vorzubereiten, soll diese Tatsache uns allein bestimmen in der Art, wie wir unsere alten Kleider wieder frisch bereichern oder die Auswahl von neuen treffen.

Es ist selbstverständlich, daß wir jede Art von unechter „Kostümierung“ ablehnen. Daneben verlangen wir aber von einem Kleid, daß es unserem Wesen entsprechend jugendlich frisch und farbenfreudig ist. Es ist nicht damit getan, Stoff und Schnitt des Kleides einheitig auf eine „germanische Linie“ auszurichten — im Gegenteil, wir müssen uns immer dessen bewußt sein, daß wir Mädel heute mitten in einer Zeit der Technik und Maschine leben, und daß gerade von uns ein jedes Ding seine neue Prägung erhalten will.

Was die Auswahl des Stoffes anbelangt, so sei hier nur ein Vorschlag unter vielen kurz hervorgehoben: Stets wird ein hübsches Leinenkleid uns viel Freude machen. Denn schon das



Material, der Leinenstoff, ist ein ursprüngliches, ein sogenanntes „edles“ Gewebe. Wer außerdem handweben kann, wird sich dazu mit Leichtigkeit einen der Farbe entsprechenden Gürtel oder eine hübsche bunte Borte anfertigen können, die dem Kleid logisch eine handwerklich saubere und gebiegene Prädigung geben. Es ist im übrigen überhaupt nicht nur bei einem einfachen Leinenkleid, sondern bei jedem Kleid darauf zu achten, daß es modellos verarbeitet wird. Wir Mädel müssen es uns zur Pflicht machen, besonders auf die handwerkliche Verarbeitung aller Stoffe besonderen Wert zu legen, wir müssen wieder ein Augenmaß für die gute handwerkliche Leistung bekommen.

Wollen wir uns für den Sommer kein neues Kleid kaufen, sondern ein altes wieder herrichten, so gilt auch hier die gleiche Forderung der sauberer Verarbeitung. Wie kann ich nun einem alten Kleid wieder ein frisches und neues Aussehen verleihen? Oft kann dies — wenn es zu dem sonstigen Schnitt des Kleides paßt — schon durch einen neuen Kragen erreicht werden.

Zum Beispiel zeigt uns das nebenstehende Bild einen sehr schönen Leinenkragen aus dem bekannten Gmünder Leinen. Als Stoffmaterial für die Verzierung ist Seidenstoff verwendet, und zwar sind die Querfädchen in verschiedenen Abständen und Mengen ausgezogen, wodurch natürlich verschiedene breite Zwischenräume entstanden sind. Wer schon einmal selbst Hohlraum gearbeitet hat, weiß, daß nur die Rebengebliebenen Fäden befestigt werden müssen, da sich sonst der Zwischenraum verziehen würde. Diesmal ist dies nicht durch Hohlraumstich, sondern durch einen einfachen Hegenstich erreicht worden.

Da dieser Stich über die ganzen Rebengebliebenen Fäden gestickt worden ist, ist eine härtere Wollwirkung erzielt worden — ja, als wäre der Kragen dadurch in Streifen aufgeteilt, und zwar in die dicken, weiß übergezogenen Streifen und die durchsichtigen ausgezogenen. Da diese Art der Verzierung sehr leicht herzustellen ist, wird es jedem Mädel möglich sein, sie an seinem eigenen Kleid einmal auszuprobieren.

Reben diesem geraden, ein wenig krummen Kragen befreit die Wolligkeit, auf entsprechendem Stoff eine Rüsche aus Glasbatik anzubringen. Allerdings muß man dabei sehr geschickt und vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht der Eindruck des Überladenen und Steifen entsteht.

Wir können also auf verschiedene Weise unsere Kleider hübsch und geschmackvoll herrichten. Wir werden nicht nur uns selbst, sondern auch unseren Mitmenschen eine Freude damit bereiten, wenn wir uns geschmackvoll und unserem eigenen Stile gemäß kleiden. Wer hätte nicht Freude an dem frischen Eindruck, den eine stilvolle Einheit von Kleid und Trägerin bei jedem Menschen hervorruft?

Ein Rückschauenmädel.

Ein Hörspiel wieder

Eines Tages bekomme ich ein Hörspiel über „eine Bauernhochzeit im Ebdorfer Grund“ (bei Marburg) zugeschickt. Dialekt! Schade, so schön das ist und uns ganz unmittelbar das Bauernstum, das in dieser Gegend noch so fernig und gesund ist, empfinden läßt, — so müssen wir bei einer Sendung doch auf das ganze Sendegebiet Rücksicht nehmen, und da würde kaum jemand etwas verstehen. So mache ich mich auf in den Ebdorfer Grund, um mit dem Mädel die Angelegenheit in eine „Sendestelle“ Form zu bringen.

Es ist ein sonniger Frühlingstag. Am Südbahnhof in Marburg steht ein Bimmelbähnchen, das Blindeglied zwischen dem Siedlichen und dem Land, das tagaus — tagaus, morgens, mittags und abends Frau und Frau seine Strecke absfährt. Zwei Wagen sind es nur, etwas hochbeinig und betagt, davor eine winzigkleine Lokomotive. Zwei Uhr! — Bumm — bumm — die kleine Maschine setzt sich in Bewegung.

Ab und an hält das Bähnchen mit einem Ruck, dann steigen ein paar Frauen und Mädchen, die in der Stadt eingelaufen haben, aus. Den Dörfern im Ebdorfer Grund steht man den Wohlstand an, fast auschließlich ländliche Bauernhöfe.

Eine Haltestelle hinter Ebdorf habe ich mein Ziel erreicht. Anefathen steht am Bahnhof und erwartet mich. Hier im Grund trügt noch alles Tracht, Marburger Tracht, mit weiten, weitausläufigen Röden. Das Haar ist auf dem Kopf zusammengefaßt, im sogenannten „Schnat“. — Schnell sind wir miteinander warm und kennen uns schon ganz gut, als wir den Hof von Anelaths Eltern erreichen.

Hier herrscht allgemein die fränkische Bauweise, während man erst im Norden Hessen die niedersächsischen Bauernhäuser vorfindet. Flur und Haubert haben sich die weißen Felder vor den dunklen Balken des Fachwerks ab. Am Eingang zum Wohnhaus steht links und rechts ein Lindenbaum. In der Küche ist die Mutter am Herd beschäftigt und heißt mich freundlich willkommen. Die Wände sind rundum mit bunten Kacheln belegt.

Anelath führt mich in ein Stübchen neben der Küche, das ist Schmied und Sauber. In der Ecke steht ein Spinnrad, Anelaths Eigentum, wie sie mit voll Stolz erklärt. Das Rad ist rundherum mit kleinen Herzen bemalt. Hier, gemalt oder geschnitten, findet man überall an hessischem Bauerngut.

Wir sitzen uns an einem kleinen Tischchen gegenüber, überlegen und schreiben, schreiben und überlegen. Hin und wieder fällt mein Blick durch das Fenster über das sonnenbeschienene Dorf, hin zu den braunen Feldern, zu dem lichten Wald . . .

Von nebenan ruft Anelaths Mutter zum Kaffeetrinken. Auf dem Tisch steht eine Menge Kuchen, Zwetschken- und Apfelsachen, vom Herd reicht der Wohlgeruch des Kaffees einem angenehm in die Nase. Wie das schmeckt! Der Zeiger auf der kleinen Wanduhr ist schon bedenklich vorgeschritten und mahnt uns von neuem zur Arbeit.

Mit Windeseile liegt meine Hand über das Papier, Abfüllungen prägen sich, die noch nur noch als geheimste Geheimnisse für mich allein lesbar sind. Durch das hochgelegene Fensterchen fällt der letzte Sonnenstrahl. „Du mußt jetzt erst noch wippern, die letzten beiden Sätze, die noch fehlen, schreibe ich in der Zeit noch schnell auf! „Komm!“ Und wieder läuft ich in die behagliche Küche und lasse es mir schmecken.

Eine Rose schnurrt durch den Raum, in dem die Dämmerung ihre ersten Schatten wirkt. Anelath schreibt und schreibt, jetzt hat sie das letzte Wort zu Ende gebracht. Erleichtert legt sie den Bleistift aus der Hand. Wie sind ganz zufrieden, in den wenigen Stunden haben wir das ganze Manuskript in ein Hochdeutsch gebracht, dem man deutlich anmerkt, wo es behelmatet ist, und das doch für jeden verständlich ist.

„Es ist jetzt Zeit, zum Bahnhof zu gehen. Die Mutter, die in ihres schönen schwäbischen Tracht so sonntäglich fröhlich aussieht, bringt uns bis zur Haustür. Um Himmels willen bringen die ersten Sterne auf. „Kun hast du überhaupt nichts vom Dorf und sonst auch gar nichts gesehen, es ging alles so schnell, ne, wenn du wieder kommst, bleibst du länger hier, dann zeige ich dir alles, und wir gehen auch mal 'über nach Ebdorf, gel, kommt bald mal wieder!“

Dann erzählt mir Anelath noch ein wenig vom Hörspiel. Das macht sie alles auf dem Feld; bei der Arbeit kommen ihr die besten Gedanken. Zu Hause lange hinsehen und nachgrübeln, nein, das könnte sie nicht. Zum Schluß erzählt sie mir noch von ihrer Berliner Reise im vergangenen Frühjahr. Zur Hochzeit des Ministerpräsidenten Hermann Göring war sie und ein Bursche als Abgesandte der hessischen Bauernschaft eingeladen; als Geschenk haben sie ein Spinnrad mitgenommen.

Immer dunkler ist der Himmel geworden, immer klarer das Leuchten der Sterne. Aus der Ferne kommt langsam mein Bähnchen herangekommelt, das kennt kein Hasten und Zagen.

Ist es müde, oder will es sich mit der Nacht noch nicht vertragen machen? Die kleine Lokomotive hat das eine Lichtauge zugekniffen und blinzelt mit dem andern vergnüglich in die Welt. — Noch lange winken wir uns zu, Anelath und ich, — bis das Bähnchen um eine Ecke diegt und uns die gegenseitige Sicht nimmt. Ein hessisches Mädel.



Aufnahme: Rausch-Foto

Von den heute lebenden Künstlern ist uns Kolbe einer der nächsten. In unseren Führerinnen Schulen und Mädelheimen, in der Großstadt und auf dem flachen Lande, überall finden wir die Werke dieses deutschen Plastikers, der altersmäßig — er wurde 1877 geboren — gar nicht mehr unserer Generation angehört und doch in seinem Schaffen so vieles verkörpert, was in uns allen als Sehnsucht und als Wille lebt. Kunstreiche Werungen und ästhetische Urteile werden wesenlos vor dem Werke dieses Künstlers. Es wird von Tausenden aufgelöster und empfänglicher junger Menschen verstanden und bejaht. So lebt und wächst es in unserem Volle.

Es ist wohl die Reinheit und Kraft, mit der er seine Menschen gestaltet, vielleicht auch die Einfachheit seiner Formensprache, die uns so passt. Wir erleben sie stark in der Plastik: Die Knieende. Wir schauen ein ehrfurchtig kriendes Mädchen von unbeschreiblicher Nachhalt — ein stilles Haupt, auf die Schulter gelehnt —; einen aufrechten jungen Leib von unnahbarer, herber Schönheit — die Arme schwer herabhängend, wortlos, stumm, fordernd — zwei starke Schenkel, ihrer eigenen Kraft unterdrückt — atmende Stille ruadherum, hellgraue Farne hinter den Dingen . . . Diese Mädchengehabe verkörpert das, was wir suchen, oft vielleicht unbewußt: ruhige Sicherheit, selbstverständliche Klarheit, eine stille Hingabe und Bereitschaft für etwas, das größer ist als wir selbst.

In all dieser Einfachheit steht eine verhaltene, gebändigte Leidenschaft. Hinter diesen Formen steht ein Glaube, der stark und fordernd ist. Wie stehen die Sizende gelöst und wiederum gefesselt, sicher in sich selber ruhend, gleichsam abwehrend.

Sie fragt nicht mehr leise, geheimnisvoll, wie ihre junge Schwester; sie weicht um die Macht, die sie in sich trägt. Sie zieht die Arme an den Leib, schließt die Arme fest darum, läßt es dunkel und warm kreisen in sich, um das zu tragen, was Fröuentum nun einmal tragen muß.

Georg Kolbe und wir

Gestaltung von Reinheit, Kraft und Leidenschaft

Wie schön ist diese Frau, ohne Pose, ohne Ablicht, voll ernster Wahrheit. Schön ist dieser Gleichlang der Glieder, die mit Gott, der Welt und sich selber so eins sind; Körperhaft und doch wesentlich, optisch und doch geistig, Werkzeug und doch Gespräch mit der Seele. So liegt sie, schweigt und laucht in sich hinein. Und doch fragt auch sie. Die kühnsten Zehen, die Knie, die Ellenbogen, die schimmernden Schultern, der ungebundne Kopf mit den verhunten in sich hineinstarrenden Augen. Sie alle sind ja nur ein einziges Sinnen. Aber diese junge Frau weiß schon, daß man die eigentlich Fragen nicht von außen her zu lösen vermag. In sich selber findet sie ihr Geist und ihre Wahrheit.

Wir fühlen uns angerufen von diesen Gestalten Kolbes wie vom Leben selbst; in ihnen steht die Welt auf, wie wir sie in uns tragen. Die tiefste Wahrheit seiner Formen findet er nicht in der naturreinen Wiedergabe des Wirklichen; er sieht keine Zufälligkeiten, sondern das Wesenhaft; er formt aus klarem, farblosem Stein ein lebendiges Bild des Menschen unserer Zeit. Wir brauchen keinen Heiligenchein, darin wir uns spiegeln können, kein verquältes Ideal, keine großen Worte, keine Ethik. Wie sind einfach geworden; vielleicht etwas kurz und sparsam, aber voller Hingabe und Glauben. Und so lebt in Kolbes Gestalten der Mensch von heute, schreitet und läuft, steht und steht, spricht und spricht, handelt und macht, findet neue Kraft zu neuen Taten.

Jeder rechte Künstler dient in der Größe seines Werkes einer vielsach so großen Idee. So auch Kolbe. Sein Glaube an die freie Sicherheit des Menschen auf der Erde und doch an die Hingabe und Gebundenheit an etwas Größeres, an einen göttlichen Willen, der in allen Dingen lebt, hat in seinem Schaffen Gestalt angenommen. So ist er einer von denen geworden, die durch ihr Werk uns Jungen helfen, neue Wege zu finden und zu gehen. Eine Berliner BDM-Führerin



Aufnahme: Margarete Schwartzkopf

Führer



Das ist der Sinn des 1. Mai, der durch die Jahrhunderte hindurch in Deutschland gefeiert werden soll, daß an ihm all die Menschen, die im großen Räderwerk unserer nationalen Arbeitstätig sind, zueinanderfinden und gegenseitig sich einmal im Jahre wieder die Hand reichen in der Erkenntnis, daß nichts geschehen könnte, wenn nicht alle ihren Teil der Leistung und der Arbeit dabei vollbringen. Und so haben wir als Motto dieses Tages gewählt den Satz: Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!

Adolf Hitler zum Tag der Arbeit

Am 1. Mai im Berliner Lustgarten

„So . . . und nun als letztes der Obergaubesahl: Am 1. Mai antreten zur Jugendkundgebung im Lustgarten. — Unsere Wädelgruppe versammelt sich am 1. morgens 6 Uhr auf dem Brunnenplatz, von da aus werden wir uns in der Chausseestraße mit den übrigen Wädelgruppen vom Untergau treffen.“ Herrlich, da kriegen wir sicherlich den Führer zu sehen . . .

Die wenigen Tage bis zum 1. Mai, dem nationalen Feiertag der Arbeit, sind schnell vergangen. Völkisch gut vorbereitet Zeit ist unsere Jungmädelgruppe zusammen. Völkisch kalt ist es noch, aber wir achten nicht sehr darauf. Wir haben keine Zeit, denn alle Gedanken drehen sich um die kommenden Stunden, um unsere Jugendkundgebung, zu der der Führer kommen wird.

Als unser Zug sich in Bewegung setzt und in die nächste Hauptstraße einschwenkt, können wir feststellen, daß wir nicht die einzigen sind, die heute schon so früh durch die geschmückten Straßen ziehen. Trotz der vollbesetzten Straßenbahnwagen, die an uns vorüberfahren, liegt aber noch eine sonntägliche Ruhe über dem frühen Tag. Da stimmen dann die ersten eines unserer Lieder an; als fallen ein, und die Menschen in den Fenstern und Wagen nicken uns freudig zu.

Als alle drei JMR-Gruppen unseres Untergaues versammelt sind, formieren wir uns aufs neue. Ein langer Zug ist es jetzt geworden; unwillkürlich gleitet der Blick in volzer Freude die Reihen vor uns hinauf. Man spürt: Straß und Disziplinert und dennoch durchaus müdelhaft haben sich Hunderte zu einer Einheit zusammengeschlossen.

Je näher wir unserem Ziel kommen, desto mehr Gruppen und Gleiterungen treffen wir. Einige Schulklassen sind ebenfalls unter den Neuhinzukommenden. Jedesmal, wenn wir eine solche Überholen, holt jedes von uns unwillkürlich auf den letzten Gleiswulst unserer Einheit, auf den hellen Rhythmus unseres Liedes. Welch' Unterschied . . . müssen wir da denken. In einem solchen Augenblick spürt jede wieder die Geschlossenheit, die Einheit, die über unserer Gemeinschaft liegt.

Im Lustgarten finden wir schon einen großen Teil der Berliner Hitler-Jugend versammelt. Es gelingt uns aber noch, ziemlich dicht an die Rednertribüne, von der aus der Führer sprechen wird, heranzukommen.

Heller Sonnenschein liegt über dem weiten Platz, auf dem die ganze Jugend Berlins zusammengezogen ist. Wir reden nicht viel, denn alle Gedanken sind auf das kommende Ereignis ge-

richtet. Iwar haben viele von uns den Führer schon gesehen, aber ebensoviel haben dieses Bild noch nicht gehabt und sind daher doppelt froh, daß heute ihr grösster Wunsch in Erfüllung gehen wird.

Völdig erlangt der Badenweiser Marsch. Wie bekannt steht alles auf die Unschärstraße am Dom, durch die der Führer kommen muß. Hellrufe werden laut, pfangen sich in Wiederholung und reißen sich zu nicht endenwollendem Jubel, als der Führer das Rednerpult beträgt.

Stemlos verharren alle, als nun der Führer seinen Ruf an die deutsche Jugend richtet. In allen Teilen des Reiches stehen zu dieser Stunde unsere Kameraden und Kameradinnen vor den großen Lautsprechern und hören mit uns zusammen die Worte des Führers . . .

Reben wie Recht Lotti, die als Baderin in einer Bonbonfabrik am Wedding arbeitet. Monatelang hatte sie gespart, um sich eine neue Kluft zu kaufen. Gestern haben wir noch aus unserer Gruppenklasse Knoten und Fahrtentuch gekauft . . . Nun trägt sie heute zum erstenmal die Kluft. Unwillkürlich sehe ich zu ihr hinüber. Ohne es zu wollen, hat sie Freude, die auf der anderen Seite neben ihr steht, bei der Hand gefaßt und hält sie fest. Mit glänzenden Augen blickt sie dabei unverwandt auf den Führer.

Einen Augenblick nur habe ich sie angesehen, dann reicht es mich selbst wieder mit. Nicht endenwollender Jubel bricht aus uns aus, als der Führer geendet hat. Immer wieder erlangen Hellrufe, begleiten ihn bei der Rückfahrt durch unsere Reihen, die Straßen entlang, hin zur Reichskanzlei . . .

Die Jugendkundgebung, die alljährlich den Feiertag des deutschen Arbeiters stattfindet, ist geschlossen. Überall verlassen die Einheiten den großen Platz. Wir Wädel aus dem Norden haben einen der längsten Wege, bis wir wieder in den Bereich unseres Untergaues kommen. Aber niemand merkt das jetzt. Gied um Gied erlangt, und jetzt, nach dem Erlebnis der großen Jugendkundgebung, spüren wir erst recht die volze Freude, die in uns beim Überholen von Schulklassen aufsteigt.

So erleben wir heute noch einmal stark und unmittelbar: Wir, die wir den Ruf des Führers gehört haben, die wir uns eingereicht haben in die große nationsozialistische Jugendgemeinschaft, um unseren Anteil am Aufbau des Dritten Reiches beizutragen, wir sind die Jugend des Führers. Und jede von uns möchte in diesem Augenblick den Vorüberziehenden zurufen: Reicht auch ihr euch ein! Denn auch ihr gehört ja zur großen deutschen Jugend!

Ein Jungmädel aus dem Berliner Norden.

Wir treten aus dem Glied

Berliner JM-Führerinnenanwärterinnen im Schulungslager

Schon lange vorher war es ein großes Rätsel und Fragen, wie dieser Kurs verlaufen würde, der für die 240 Jungmädchenführerinnenanwärterinnen, die je vierzehntägig eracht wurden, der erste Schulungskurs überhaupt sein sollte. Nun wurden sie während der Osterferien zusammengeholt, um in praktischen und schulenden Arbeitsgemeinschaften die Ausrichtung zu finden, die einmal entscheidend für ihre Jungmädchenführung überhaupt sein soll.

Elferzehn- und fünfzehnjährig sind die Mädel, die vor längstens einem Jahr noch selbst in der Jungmädelschaft gestanden haben und geführt wurden, und die nun die lehre Schulung erhalten sollten, ehe sie zu der Heierstunde zusammenstehen, die sie in den Ring der Führerinnenschaft als jüngste Jungmädchenführerinnen einschließt, die dazu bestellt sind, den jüngsten Jungmädchenwuchs zu erlassen und zu ergießen.

Diese beiden Rätsel des Übergaus Berlin — neben denen die der Jungmädchen-Untergau liegen, durch die ebenfalls unerwarteter Jungmädchenwuchs eracht wurde — waren gleichzeitig ein leichtes Überprüfen der Einst- und Leistungsfähigkeit unserer Anwärterinnen: noch einmal schieden wir die älteren Mädel von den jüngeren, und damit die führenden von den folgenden, die zu jungen von denen, die der Aufgabe gewachsen sind. Nun aber treten wir an, sind bereit und gerüstet zur Arbeit, und durch unsere Reihen geht die feste Gewissheit der Unerschütterlichkeit aufeinander und des Zusammenstehens in der Aufgabe. —

Ein Schulungskurs sollte es werden und wurde doch viel mehr: Ein Zusammengehören in Arbeit, Kuselwanderung, Pflicht und in einem ungedeckten lebendigen Betrieb, der Ausbildung Form aller JM-Gemeinschaften schlechthin ist, und der am klarsten von einer einsachen Romantikheit und einem frischen Jungmädchenleben spricht.

Eine Stadt ist die Übergaus, eine Großstadt hat diese Mädel in ihrer Art und ihrer Haltung bestimmt: Es ist dies nicht die Großstadt der hastenden Menschen, der jogenden Elie, der trassen Lichtreißer, der Rossehäuser und Sensationen — nein, es ist das Gesicht der Großstadt, in der das Leben selbst herrscht, in der das Schaffen und Denken keinen Ausdruck findet in Bauten, Maschinen, Neuerungen, Fabriken — es ist dies die Stadt des Aufbaues, des Fortschrittes, der Entwicklung, der Schönheit der Arbeit . . . So sind ihre Menschen, und so sind unsere Mädel: Hingt sind sie und rege, fleißig und schaffend, kritisch und treu in einem, und Kraft bis zum jüngsten Jungmädchen.

So rücken sie ins Lager ein: Als eine Jungmädchenchaft, die im gleichen Denken, in der gleichen Art wutzelt, die unter denselben Lebensbedingungen steht und äußerlich ein Gesicht trägt. So beginnt unter Kurs und wird gekennzeichnet durch eine gemeinsame Grundhaltung: Abwartend, kritisch, fordernd.

Sieben Tage später gehen wir auseinander, und wiederum zeigt der Lagerausklang eine Grundhaltung: Schweigamkeit, — aber eine feste Zuverlässigkeit, Treue und eine starke Freudigkeit für die Sache. Und das genügt durch lange Zeiten. —

Der Schulungsplan bildete im Lager den Mittelpunkt des Interesses. Nationalsozialismus als Weltanschauung, Bewegung — Partei — Staat, Vorgeschichte, Marktordnung und viele Fragen auf den einzelnen Gebieten waren die Arbeitsgemeinschaften, die uns jeden Vor- und Nachmittag zusammenführten, und in denen wir durch Kuselwanderungen und Aussprachen einen Abschluß fanden, der jeder einzelnen von uns die Dinge klar und eindeutig aufzeigte.

Die Heimabende unterbauten jeweils das Erarbeitete des Tages. Eng aufgerückt sahen wir Abend für Abend in dem überfüllten Tagesraum der männlichen Jugendherberge in Preßelom und hörten auf die Dinge, die uns so unmittelbar angehen, und an denen wir doch so oft vorbelagerten: Durch Goebbels' Buch: „Vom Reichshof zur Reichskanzlei“ wurden wir noch einmal zurückversetzt in Zeiten und politische Ereignisse vor der Machtergreifung. Da gab es unendlich viele Fragen und Antworten, und wir spürten mit einem so recht, daß dieses politische Geschehen erst lange Zeit hinter uns liegt, daß wir aber als Jungmädchenführernnochwuchs vieles nicht mehr in lebendiger Erinnerung tragen, da wir damals noch zu jung waren, um Regierungen, Reichstage, Parteiwirtschaft und die Schemzeit wissenschaftlich mitzuerleben.

Wie wir anfangen, politische Geschehnisse zu begreifen, da stand über Deutschland schon die Ausbauphase des Nationalsozialismus. Wie verstanden mit einem so recht, daß wir als jüngste Führerinnenschaft die Verpflichtung haben, das als lebendiges Willen in uns zu tragen, was Kampf und Grundsatzen einer Zeit der politischen Kuselwanderung war. Wir verstanden, daß wir in unserer Haltung und Forderung denen nichts nachgeben dürfen, die diese Zeit mitburchämpft und den Kampf mitausgetragen haben.

Da diesem Abend haben wir klar, daß wir keine Forderung erheben dürfen, die wir innerlich nicht selbst erfüllen; über uns allen stand der Wille, auf der Hut zu sein, nicht laut und träge zu werden, und das zu erkennen, was die Art unseres Volkes und seine sozialistische Haltung ist. . .

Der nächste Abend brachte uns das Erlebnis der Heimat. Wir Großstadtmaedel sind nicht entwurzelt, und wir wollen in unserer Heimat, die die große Stadt der Straßen und Häuserfronten ist, nicht die „Alphaltwüste“ sehen, die jedes innere Leben abtötet und die Menschen zu Maschinen stempelt. Wir sind Großstadtmenchen und gehören nicht zu den Phantasten, die die Stadt leugnen wollen! Nein, wir stellen uns hinzu und schaffen, und spüren den Schwung und das Leben.



Gerade, weil wir wissen, was Helmut heißt, die für jeden Einzelnen ein anderes Gesicht trägt, bedeutete uns der Abend, da wir aus Gorch Fock fahren, so viel. Wir spürten das Starke und Aufrichtige dieses Lebens und das Klare und Weite des Landes und seiner Leute. Da uns stieg der Wunsch auf, im Sommer dieses deutsche Land und seine deutsche Eigenheit zu erleben.

Aus diesen Arbeitsgemeinschaften und Helmbabenden wuchs im Lager die Gemeinsamkeit des Denkens und die Kameradschaft untereinander, die dieses Lager zu einem Erlebnis unserer Führerinnengemeinschaft werden ließ. Ernst und verantwortlich arbeiteten wir in den Stunden des Referates an der Klärung aller auftauchenden Zweifel — aber auf der anderen Seite stand der Frohsinn und das Lachen; damit sie ebenfalls zu ihrem Recht kamen.

Es war ein großer Rumoren und Rennen, Laufen und Überlegen, wenn wir in drei Arbeitsgruppen eingeteilt zum Stegrettspiel, Kasper- und Schattenspiel zogen. Ein Nachmittag stand uns zur Verfügung, nachdem wir in der Werkstatt Kasperköpfe und Schattensiguren geschnitten und gearbeitet hatten. Zunächst stieg die große Befprechung, in der wir Spielhandlung und Spielverlauf genauestens festlegten; und nach der Überlegung sah dann das Laufen und Rennen ein, wenn es galt, Sachen und Kleider zu „organisieren“. Ein langes Leben gab es nicht, denn dazu blieb uns keine Zeit. Die erwartungsvollen Gesichter der vor uns stehenden Modelle gaben uns jedoch soviel Anregung und Energie, daß wir nur immer schnell nach neuen Puppen greifen mußten, und wenn wir die Puppenköpfe über die Leinwand hieben, dann fiel uns auch schon das Rechte ein. Stegrettspiel mit Kasperpuppen!

Sehr verlockend aber war für jede von uns die Freiheit. Hoch über dem großen Prebelower See liegt die Jugendherberge, und man braucht nur den Berg hinunterzugehen, um zum Bootshaus zu kommen. Auf den Stegen und Brücken herrschte zu dieser Zeit ein so rege Betrieb, daß nicht selten einer von uns in den Fluten verschwand.

Einmal nachts wurde ein großer Nachalarm durchgeführt. Pötzlich schlich ein Pfiff durchs Haus, und die Glöckchen am Turm wurde anhaltend geläutet. Die Anweisung, die wir erhielten, lautete: „In fünf Minuten in Turn- und Trainingszeug und festen Schuhen vor dem Hause angetreten!“ — Wir stürzten uns auf den Lichtschalter —, jedoch ohne Erfolg. Nachmittags hatte man unsere Taschenlampen eingezogen, — angeblich, um sie für ein Spiel am nächsten Nachmittag zu verteilen. Ach so!

Fünf Minuten später standen wir alle unten. Es war eine kalte, aber mondlose Nacht. Schweigend zogen wir in Dreierzügen am Seeufer entlang, daß unsere Schritte weit in die Nacht hollten, — dann ging es über unseren Sportplatz hoch über dem See zurück. Eine kurze Erklärung des Wedens.

Nicht nur auf die Schnelligkeit des Anziehens und auf die Konzentrierung im dunklen Raum und Haus kommt es an, sondern auf die innere Bereitschaft, ohne Murren und longes Reden — aus dem Schlaf heraus bereit zu sein, wenn es verlangt wird, und dann keine Sache auch innerlich froh und selbstverständlich durchzuführen! Eine halbe Stunde nach dem Weden herrschte bereits wieder tiefe Stille und Ruhe im Haus.

So verging uns allen die Zeit im Fluge. Um letzten Morgen standen wir früh um 6 Uhr vor dem Hause und zogen noch einmal am See vorbei, durch den Wald, und konden eine halbe Stunde später auf der großen Waldwiese.

Wir hielten Ausschau und verstanden, daß draußen auf uns Arbeit wartet, die oft nicht so leicht und froh sein wird, wie diese Lagerzeit, die uns oft nicht die Möglichkeit eines freien Schaffens geben wird, — die wir aber gerade bewegen als unsere Aufgabe annehmen, und die wir erfüllen als Jugend, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen will.

Als Größtes aber nahmen wir das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit in jeder Lage und zu jeder Zeit mit.

Eine Berliner Jungmädelsführerin



Jungmädel erzählen

Vierzig Küken und ein Jungmädel

Seit drei Tagen sind die Brutmaßchen nun schon in Gang. Man spürt es gleich, wenn man ins Haus tritt. Sobald sich die Tür nur einen Spalt öffnet, zieht ein warmer Luftstrom vom Brutraum herüber. Zu Mittag will Mutter Bosse die ersten Entenküken aus den Rüten nehmen. Ich darf dabei stehen, darf sie ihr abnehmen und dann behutsam in ihren Verschlag sehen.

Als Mutter Bosse endlich sagt: „Kun wird's Zeit“, habe ich schon zwei Stunden vor den Küken gehockt und auf das Küken und Storch gelauft, das drinnen noch und noch lebendig wurde. Als ich den Kopf einmal direkt gegen den Rüten stieß, war da ja ein ganz dünnes, leises Piepsen, und nun wird es immer dreistimmiger.

Mutter Bosse hat indes die Ruhe weg. Da muß ich mich auch gebulden. Sie prüft erst noch einmal die Schaltvorrichtung, dann zieht sie die große weiße Schürze an, und nun wird vorsichtig eine der Klappen geöffnet. Ein wenig erschrocken blinzt über den Bereich, der uns da entgegen schlägt. Um gleich alles sehen zu können, war ich mit dem Kopf ganz direkt heran gegangen. Mutter Bosse lacht ein wenig über meinen Eifer, dann greift sie in die dunkle Öffnung, aus der es pieps und klappt.

„Che ich mich versehe, halte ich ein kleines jappelndes Etwas in den Händen. Als ich recht hinschau, bin ich eigentlich enttäuscht. Riedlich kann ich es wirklich nicht finden, dieses verliebte Küllchen mit den feuchten, gelben Blaumfedern und einem Kleinschnabel, der sich beweglich krampshaft öffnet und schließt. Ollenbar ist das Küken so erschrocken von der plötzlichen Heiligkeit, daß es nicht einmal mehr piepsen kann. Dennoch scheiße ich es schnell in den Verschlag zurück. Gleich hält mir Mutter Bosse ein zweites hin. Diesmal ist es schwarz. Dann kommt wieder eins, und so geht es weiter, bis der Rüten leer ist.

Ein paarmal müssen wir einhalten. Dann hilft Mutter Bosse einem, das jedoch nicht stark genug ist, aus der Schale. Geltsam steht es aus, wie ihre großen verarbeiteten Hände ganz leise und vorsichtig Stück um Stück von der Schale ablösen, um ja nicht eines der Beinchen oder Flügelchen zu verletzen. Über ich mag trotzdem nicht recht hinschauen. Ich hatte mir immer die niedlichen gelben Küken von den Überpostkarten oder Bilderbüchern vorgestellt. Nun waren die lebendigen doch eigentlich recht häßlich.

Beim Mittagessen halte ich's nicht länger aus, ich muß meiner Entdecksung Lust machen. Über Mutter Bosse lacht ganz geheimnisvoll, dann versichert sie mir, sie wolle zusehen, was ich machen siehe. Nach dem Essen führt sie mich in den Brutraum bis vor den Verschlag . . . Und da rollen nun wirklich schwarze und gelbe Seidenbüschchen durcheinander, gerade so wie ich sie aus den Bilderbüchern kenne. Ein paar frabbeln in den winzigen hölzernen Futtertrog. Sie wollen noch nichts mit den Rüten anfangen. Wenn die dünnen Beinchen einmal umklammern, kullert das Küllchen, daß die Rörner nur so spritzen.

Wenn es dann mühselig wieder in die Höhe gefunden hat, hängen die Federn voller Butterflocken. Das sieht lustig aus, so daß ich aus dem Lachen gar nicht herauskomme. Ein paar ganz mutige haben sich an den Wassertrog gemacht, aber sie trinken nicht etwa, ich — bewahre, sie schwimmen stolz immer im Kreise herum und piepsen dabei sehr wohlgefällig.

Als eins einmal ganz in meine Nähe kommt, greife ich es heraus. Sein gelbes Fäschchen ist nun weich wie Seide und ganz trocken und sauber. Über sehr häßlich ist das Küken noch immer. Es zieht das Köpfchen ein und blinzelt mich böse an. Da lasse ich es schnell wieder laufen.

Nach einer Stunde, als ich wieder an den Verschlag trete, ist bei den Entenküken scheinbar Nachtluhe. Sie haben sich direkt um die Stallterne gebrängt, die mitten im Verschlage brennt,

um Wärme auszustrahlen. Oh sie wohl frieren? Wenn man nicht genau hinsieht, könnte man meinen, dort läge ein großes gelbärmiges Küllchen, so direkt haben sich die Küken aneinander gebrängt. Nur ab und an entsteht an einem Ende Unruhe. Da wird eins von seinen Nachbarn in die Höhe gezwängt und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als über die Köpfe seiner schlafenden Brüder und Schwestern hinweg nach außen zu laufen und sich dort von neuem fest anzuschmiegen. Als es mit einem glückt, die Hand mitten hinzu in das fröhelnde, trabbelnde Küllchen zu schieben, spürt ich die wieslich erstaunliche Wärme da drinnen und fühle, wie das Leben von vierzig Entenküken puls und wogt.

Um Nachmittag scheint die Sonne jetzt langsam das erste Mal. Da öffnen wir eine kleine Tür, die vom Külenverschlag hinaus in den Garten führt. Draußen hat der Bauer mit einem niederen Drahtzaun ein besonderes Gehege abgegrenzt. Da hinein werden die Küken getrieben. Ich lege mich indes zu ihnen ins Gras und lasse sie mit über Wärme und Beine frabbeln. Ob und an nehm ich eins und lege es auf meinen Rücken. Dort ruht es zunächst eingehende Untersuchungen an. Über bald blätter es mich mit flüchtigem Piepsen, daß ich es doch wieder herabnehme, weil es da oben wirklich nichts verloren hätte. Da lasse ich dann mit mir zeden.

Wir sind kaum ein paar Minuten draußen in der Sonne, als schon mit aufgetegtem Flügelschlagen eine der ausgewachsenen Enten um die Hausesse gelegt kommt, sich vor dem Gehege aufpflanzt und so laut zu schnattern anfängt, daß im Handumdrehen die ganze Entengesellschaft von der Wiese und vom Teich herunter angewatschelt kommt. Da stehen sie nun, an die sechzig, rumb um das Gehege, schnattern, daß einem hören und Gehör vergeht, schlagen mit den Flügeln, und wenn zweit gar zu eng ins Gebränge kommen, baden sie mit den Schnäbeln nacheinander.

Mutter Bosse steht am Küchenfenster und erzählt mir, daß die Enteneltern jetzt ihre Küder suchen, und daß sie sich dabei oft „in die Federn kriegen“. Sie hat recht. Man sieht ordentlich, wie jede Entenmutter das größte und munterste Küken als ihres anspricht, und wie es sie dann ganz anders freutig machen. Nur ein paar ganz abgeklärte Entenherzen stehen abseits, pilzen im Grase nach Würmern und werken ab und an ein gewöhnlich sehr weites Wort in den allgemeinen Wortschwall.

Meine Entenkinder indes merken von der großen Lustregung, die sie verunsichern, nichts. Sie laufen durch das hohe Gras, wie Menschenkinder durch den Wald. Wenn eins in die Nähe meines Gesichtes kommt, lasse ich es auf meiner Nase herumrutschen, bis ich nicht mehr an mich halten kann vor Lachen. Dann rufe ich ihm um das gelbe Wollbüschchen, daß es schlecht duftet.

Ein Berliner Jungmädel

Als wenn Zigeuner Frühjahreswäsche hätten

Bei uns im Dorf waren die Jungmädel immer sehr ängstlich, daß sie sich erkränken könnten. Selbst an den heißesten Sommertagen behielten sie unter ihrem Turnzeug noch dicke gestrickte Söckchen an. Einige trugen sogar auch noch lange Strümpfe, und wehe, wenn wir ihnen sagten, sie sollten doch das dicke Zeug auslassen! Dann kamen gleich ein paar besorgte Mütter und erklärten uns, es sei ein unverantwortlicher Leichtsinn, so etwas von ihren Mädeln zu verlangen, sie könnten sich auf den Tod erkränken.

Da mußten wir uns wohl selber helfen. Am nächsten Staatsjugendtag war es wieder sehr warm. Wir marschierten mit den Jungmädeln in den Wald auf eine große Wiese. Schnell wurde Turnzeug angezogen, und nun wollten wir spielen.

Die Jungmädel wurden in vier Abteilungen eingeteilt. Ich erlöste ihnen das Wettspiel, das diesesmal ganz eigenartig war: die erste jeder Abteilung rannte los auf einen bezeichneten Baum zu. Dort wurde schnell das Turnhemd ausgezogen, das wollene Unterjäckchen ebenfalls, Turnhemd wieder an, dann raus auf den Baum, Söcke oben aufgehängt, wieder runter und zurück zur Abteilung. — Daß kamen die nächsten Mädel an die Reihe.

Als die Jäden auf den Bäumen hingen, zogen die Strümpfe an die Reihe. Durch die Wiese flog ein breiter Bach. Dort mußten die Mädel Schuhe und Strümpfe ausziehen, durchwaten, die Strümpfe am anderen Ufer hinlegen, zurücklaufen, Schuhe wieder anzulegen. Auf dem Hin- und Rückweg mußten noch je drei Putzelbäume gemacht werden.

So Jäden und Strümpfe waren mit los! Über die Mädel hatten ja noch viel mehr Zeug auf dem Leibe; auch hierfür mußten wie Rot. Die Mädel waren ordentlich gelauft und alle ziemlich heiß. So kam nun das Schönste des Spieles: Dort drüben war im Wald ein dichtes Gebüsch. Fünfzehn Meter davon standen die einzelnen Parteien. Die ersten Mädel ließen los, hinein in das Gebüsch, und jede mußte nun dort an einem bestimmten Platz alles, was sie noch unter ihrem Turnzeug anhatte, ausziehen. Dann galt es, schnell das Turnzeug wieder anzuziehen und die Sachen ordentlich auf einem Haufen zusammenzulegen. Die Röthe mußte nun den Platz suchen und ihre Sachen dazulegen. Hierbei kam es auf die Geschicklichkeit der einzelnen Mädel an; denn die Partei hatte gewonnen, deren Mädel zuerst fertig waren.

Das gab eine Freude, als wir den „geschmückten“ Wald aussahen. Da hingen auf den Bäumen Jäddchen in allen Größen und Farben und platzten lustig im Winde. Im Gebüsch lagen lange Röthen anderer Besseldungspartie, und am Rande des Baches blühten eigenartige „Strümpfblumen“. Es lag aus, als wenn Zigeuner Frühlingswäsche hätten . . .

Von dem vielen Laufen und Rennen waren wir so heiß, daß wir uns zur Erholung erst einmal ins Gras legen mußten. Und nun hört und staunt: die Mädel wollten die alten alten Sachen nicht wieder anzulegen. Sie meinten, sie lämen darin um, so wäre es ja viel schöner. Wenn auch noch einige Wankelmütige dabei waren, sie wurden von den anderen überzeugt.

Das alles ging so glatt und selbstverständlich vor sich, wie ich es gar nicht erwartet hätte. Die Sachen auf den Bäumen ließen wir den ganzen Morgen hängen, weil wir sie Holz als Stegestrophäen ansahen. Und mit Recht. Denn die Mädel hatten alle daraus gelernt. Keine jogt am Staatsjugendtag mehr eine Sode unter das Turnzeug.

Eine niedersächsische DM-Führerin.

Ein Garten und eine Bohnenallee

Wir haben ein Heim, ein altes graues Häuschen; es gehört uns ganz allein. Rings herum steht es, wohl drei Meter von seinen Mauern entfernt, ein alter halbverfallener Zaun. — „Das muß einmal ein Garten gewesen sein, als hier noch jemand wohnte“, meinte Hilde damals. — „Das muß auch wieder einer werden“, sagte darauf Hilde, und das war auch unsere Meinung.

Ein paarmal nach der Schule hingen dann unsere Blütenzweige am Zaun. Wir gruben nämlich unseren Garten um. Da mußte man schon ordentlich zapodern und durste keine Angst haben vor schmutzigen Fingern. Den Wärmern und Räubern, die da beim Umgraben ans Tageslicht kamen, erzählten wir von unseren geheimen Blüten und sagten ihnen, daß sie nur darüber hoffen sollten, wir würden ihnen nichts zuleide tun, wenn sie unsere Blüten in Ruhe ließen.

Über da hatten Liesel und Gret, die drüben den eingefallenen Zaun wieder aufgerichtet verfluchtet, gar wildig gelacht: „Gest müssen wir mal Blumen haben“, meinten sie. „Na,“ brummte Hilde, die mit mir Gras aus der Erde schüttelte, „wär' ja noch schöner, wenn wir keine Blumen herbrächten“ Es hatte ja auch noch ein wenig Zeit, weil es noch zu kalt war.

Dann machten wir vierzehn Tage lang Blüme. Wir dachten an breite Kreiswege, wie wir sie schon in anderen Gärten gesehen hatten. Dort hatten sie uns gut gefallen. Aber unser Garten mit solchen geraden Wegen? Unmöglich! Unser Garten muß anders werden, ganz anders! — Aber wie? — Und wir dachten an kreisrunde und vierseitige Beete, ganz mit roten oder gelben Blumen. So etwas in unserem Jungmädelgarten? — Nein! — Das war genau so unmöglich. Oder gesuchene

Rasenflächen, bei denen man immer so traurig wird, wenn man sie ansieht, weil sich die Gräser nie nach Herzesslust im Winde wiegen dürfen? So etwas kam für uns schon gar nicht in Frage, das mußten wir . . .

Dann kam der erste warme Tag; und um zweiten trafen wir uns, um unseren Garten einzusäen. Samen hatten wir inzwischen schon eifrig gesammelt. Mit einem Geschild hatte jede etwas beigebracht, wenn es auch nur ein paar Samenröckchen waren. Unser Stöpsel war ganz aus dem Häuschen mit ihren elf Bohnen, die sie ihrer Mutter am Morgen abgebettelt hatte. Siebzehn sollte sie am Mittag keine Bohnensuppe essen, hatte sie ihr gesagt. Auch ein paar Blümchen hatten wir, Bellchen und Primeln, die fast schon am Blühen waren und Goldregen und Akelei.

Es war auf einmal gar nicht mehr so schwer, einen sogenannten Stil für unseren Garten zu finden. Wir stopften da und dort einen Weg in die braune Erde und läten dann auf große und kleine Flecken, auf runde und eifige Beete. Den Samen hatten wir ja längst durchkombiniert in unserem Eiser, aber das war nicht schumm. Nur zwei Kürbis- und drei Sonnenblumensterne und natürlich die elf Bohnen von unserem Stöpsel fanden wir wieder heraus. Die stopften wir dann sorgfältig an der Mauer unseres Häuschens entlang in den Boden.

Stöpsel läßt in den nächsten Tagen ab und zu heimlich in den Garten und bohrte mit den Fingern in der Erde herum. Hilde hatte sie dabei ergriffen, und wir hatten dann alle tüchtig geschimpft. Sie müßte doch manchmal nachschauen, wie es den Bohnen gehe, und ob sie denn noch nicht bald wachsen wollten, meinte aber Stöpsel. —

Im Sommer gab es freilich viel Arbeit, da mußten wir jüten und gießen. Viele schöne Blumen aus Wald und Feld wurden noch in unserem Garten verlegt, auch ein paar bemalte Steine legten wir hinein. Bei jedem Blümchen aber warteten wir mit Ungeduld darauf, daß es blühen möchte. Ein paar standen zwar zwischen den andern, die wollten gar keine Knospen anziehen, so sehr wir auch gohren und dünchten. Wir ahnen sie dann schließlich zu unserm Butterbrot, denn Hilde sagte, es sei Schnittlauch und Petersilie, und das leuchtete uns auch allen ein.

Und dann, als unser Garten im schönsten Blühen stand, sahen wir oft abwechselnd hinter Stöpsels Blumenbohnen, denn wir waren neugierig, was wohl die Leute zu unserem Werk sagen würden. Viele schüttelten den Kopf, als sie vorbeikommen, andere nickten aber auch: „Sieht Ihnen ähnlich, den Mädeln“, meinten sie. „Ist mal was anderes, und nicht schlecht . . .“ Dann waren wir immer besonders stolz auf unseren Garten. Im Herbst gab es einmal auf einer Fohrt Bohnensuppe. Uns war ganz feierlich zumute an diesem Tage. Die schönsten Bohnen aber hatte Stöpsel schon vorher gelesen, weil sich unsere Bohnenallee gar so gut bewährt hatte . . .

Realisch lagen wir nun wieder zusammen, das Rädchen mit selbstgesammelten Samen vor uns und schmiedeten neue Pläne. Es war ja bald wieder Frühling; wir lagen es an den gelben Weidenzweigen, und wir freuten uns doch so sehr auf die ersten warmen Tage und auf unseren Garten.

Ein fränkisches Jungmädel.

Gefolgschaft

Freier heißt die Mutterume,
Mann im Berglaucht das Weibchen,
nichts erläßt uns vor dem Nahme,
läßt aussermäßigt zu sein.

Zwig ist nur ein Verschulden:
Zweifeln an der eignen Kraft.
Starles Wolf muß Strenges dulben,
so wird Rot zur Weidenlaucht.

Kraft will sie dem Rüdes zum Nahme,
wenn der Rund uns seit unzählig,
Wolf, du selber bist der Glanze,
Wolf, du selber bist der Sieg.

Auch Henkide.

Die Panzer und Kinder

Von Marie Hamann

Copyright by Albert Langen / Georg Müller, München

Es gab im Frühling ganz außergewöhnlich gleichförmige Tage für die Kinder. Jeden Tag war Wärme und Sonnenlicht gewesen, und sie fanden, daß es im Hause viel zu warm und erstickend sei. Darum hatten sie sich am Waldbord oben, hinter dem Alter, zwei Laubhütten gebaut.

Sie waren nicht ganz allein bei dieser Arbeit gewesen, Anna und Jakob vom Nachbarhof hatten ihnen dabei geholfen. Anna war in Marthas Alter, und Jakob war so alt wie Einar, und ein kleiner und lächerlicher Wuchs war auch er. Aber er hatte eine Eigentümlichkeit an sich, er konnte nicht ernstlich reden. Jakob konnte auf den Händen über die Wiese gehen, er konnte mit dem Kopf nach unten hoch oben an der Reiter hängen, und er konnte, nacht auf einem Ballen sitzend, den Hals hinunterreiten, aber er konnte kein Wort aussprechen. Stattdessen sagte er z. „Liege“, sagte er. „Ja, hab' die Liegen so gern.“ —

Anna war ein kleines hübsches Mädchen mit glänzenden, hellblauen Augen und roten Wangen und weißblondem Haar.

Sie hatte zwei winzige Zöpfe, die hinter ihren Ohren waagerecht in die Luft hinausstanden. Wenn ein Erwachsener mit ihr redete, dann gab sie keine Antwort. Sie legte nur den Kopf schief, blickte nieder und begann, mit einem Fuß die Erde zu scheren. Und redete man sie noch einmal an, dann lief sie davon. So war die kleine Anna. Sie war die beste Freundin des kleinen Mädchen auf Panzerhut.

Heute hielten sich die Kinder in den Hütten oben am Waldbord auf. Es war eine schwere Arbeit gewesen, diese Hütten zu bauen, denn es sollten große, richtige Hütten sein. Am Rande des Waldes stand wiediger Laubwald, kleine, dicht beieinander stehende Bäume, Vogelbeerbäume und Weiden. Sie banden die Stöcke einiger kleiner Bäume, die gleichsam in einem Kreis standen, mit einem Strick zusammen.

Auf diese Weise entstand im Nu ein Zelt. Dann brachen sie große und kleine Zweige und Äste ab und redeten sie kreuz und quer zwischen die zusammengebundenen Bäume. Das gab dichte Wände. Nur an einer Stelle ließen sie eine Öffnung frei als Tür. Dann rissen und schnitten sie alles weg, was innen in die Hütten hineintragte, und trugen Äste und Schachteln und Bretter herbei und möblierten die Räume. Sie machten zwei ganz gleiche Hütten in nächster Nähe voneinander.

Und nun wohnten sie in den Hütten. In der einen Hütte war Ola der Mann und Anna die Frau und Einar der Knecht. Anna hätte nichts dagegen gehabt, Einar zum Mann zu nehmen, denn er war beim Spielen immer viel netter als

die anderen Buben. Aber danach fragte sie niemand — und so nahm sie den, den sie bekam. Und das war also Ola.

Aber Einar war mit seiner Stellung als Knecht höchst unzufrieden. Da mußte er ja alle schwere Arbeit auf dem Hof tun, während Ola den ganzen lieben Tag mit der langen Stielpe und Befehle erzielte. Einar sollte Waller holen, Einar sollte zu den Höfen laufen und Rägel und Strüde und andere notwendige Dinge holen, und Einar sollte Sauerspitzer und Käbelkraut holen, die dann die Bauernleute laufen und ahen. Als man ihn jedoch dazu anstelle, die Umsiedler aus den Grümpten von Olas Frau zu pfänden, fand er, daß dies zu weit gehe. Das solle sie selber beorgen, er flüchtete er. „Und überhaupt ist sie ja nicht meine Frau“, sagte er. Es gab also ab und zu Streitereien und Verzweiflung in Olas Hütte.

Heute, da herrschte in der andern Hütte ein friedlicheres Leben. „Wer von euch will meine Frau sein?“ hatte Jakob gefragt und sich erkundigt, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch und Sitte ist. „Ich“, riefen Ingerid und Martha zu gleicher Zeit. „Ich kann nicht zwei Frauen haben“, sagte er, „das hat niemand.“

„Aber ich will nicht die Magd sein“, sagte Ingerid. „Und ich erß recht nicht“, erklärte Martha folg. „Du sollst mich jede einen Tag lang haben“, erklärte Jakob und beendete den Streit. Und so wurde es gemacht. Sie waren jeden zweiten Tag Frau und jeden zweiten Tag Magd, und dieses Mormonentum ging großartig.

Sie besuchten einander in den Hütten und tranken braunes Grabenwasser, das Raffi vorstellen sollte. Sie tranken es aus



großen Frauenschleierblättern; und sie aßen Sauerkraut und Käsebrötchen von Kindertellern. Aber auf die Dauer war dies eine etwas schwache Röst, besonders, da sie wenig Zeit fanden, zu den Mahlzeiten hinzugehen. Daher gabs es, daß aus der Speisekammer auf Langerud Brotscheibe und Speckstreifen, Zuckertüte und andere Thüren verschwanden.

Einar besonders war außerordentlich gefüllt, alles herbeizuschaffen, was im Haushalt nötig war. Er hatte in seinen Holzschuppen Platz für ganz unglaublich viele Dinge. „Schaut her“, lagte er und zog aus den Taschen lange Enden von Speckwurst und kalte Kartoffeln und Wäscheklammern und Schrauben, denn man kann ja alles brauchen. „Ja, besonders Wäscheklammer“, neckte Ola. „Pah, kann ich sie zum Beispiel nicht manchmal als Schloß für deinen Mund gebrauchen!“ lagte Einar; und dann lachten sie alle miteinander.

Die kleine Martha kam zu ihrer Mutter, legte den Kopf lächelnd und sagte einschmeichelnd: „Gibst du's mir, wenn ich dir jetzt um etwas bitte, Mutter?“ — „Was soll ich dir geben?“ —

„Ja, aber gibst du's mir?“ — „Es kommt darauf an.“ — „Gibst du's mir — Wässlein?“ — Da wußte die Mutter sie ja geben; und Martha sprang triumphierend zur Hütte hinauf und teilte mit den anderen.

In den Hütten oben hatten sie nun schon mehrere Tage lang Mann und Frau geplaudert, als Ola auf den Gedanken kam, daß sie nun Indianer sein sollten. Das war ein guter Einfall, fanden sie alle, und Ola sollte natürlich der Häuptling sein und das ganze Unternehmen leiten. Aber da genügten nicht nur Kartoffeln und Speckstreifen und Wäscheklammern zur Erhaltung des Lebens. Jetzt brauchte man Tabak und Zündhölzer dazu. Denn was ist ein Indianer ohne Lagerfeuer und ohne Friedensspeise!

Da, Zündhölzer zu beschaffen, war eine Kleinigkeit; noch am gleichen Tag verschwand die Zündholzschachtel über der Herdstelle im Brauhaus. Mit dem Tabak dagegen war es schon etwas schwieriger. „Tordinus Blässen hat massenhaft Tabak“, lagte Einar. „Ja, Tordinus! Er war alt und sturköpfig, der Tordinus, ein Großvater, ein richtiger Krieger, braun vom Tabak, fast in den Mundwinkeln.“

Der Häuptling ließ sich gern zu Pläßen und lagte: „Du könnetst wohl nicht ein Stück Tabak entbeeren? Ich habe solches Zahnwech.“ Ja, Tordinus glaubte das wohl. Er brachte ein langes Stück Tabak herbei, es war fast wie ein Zausenbe.

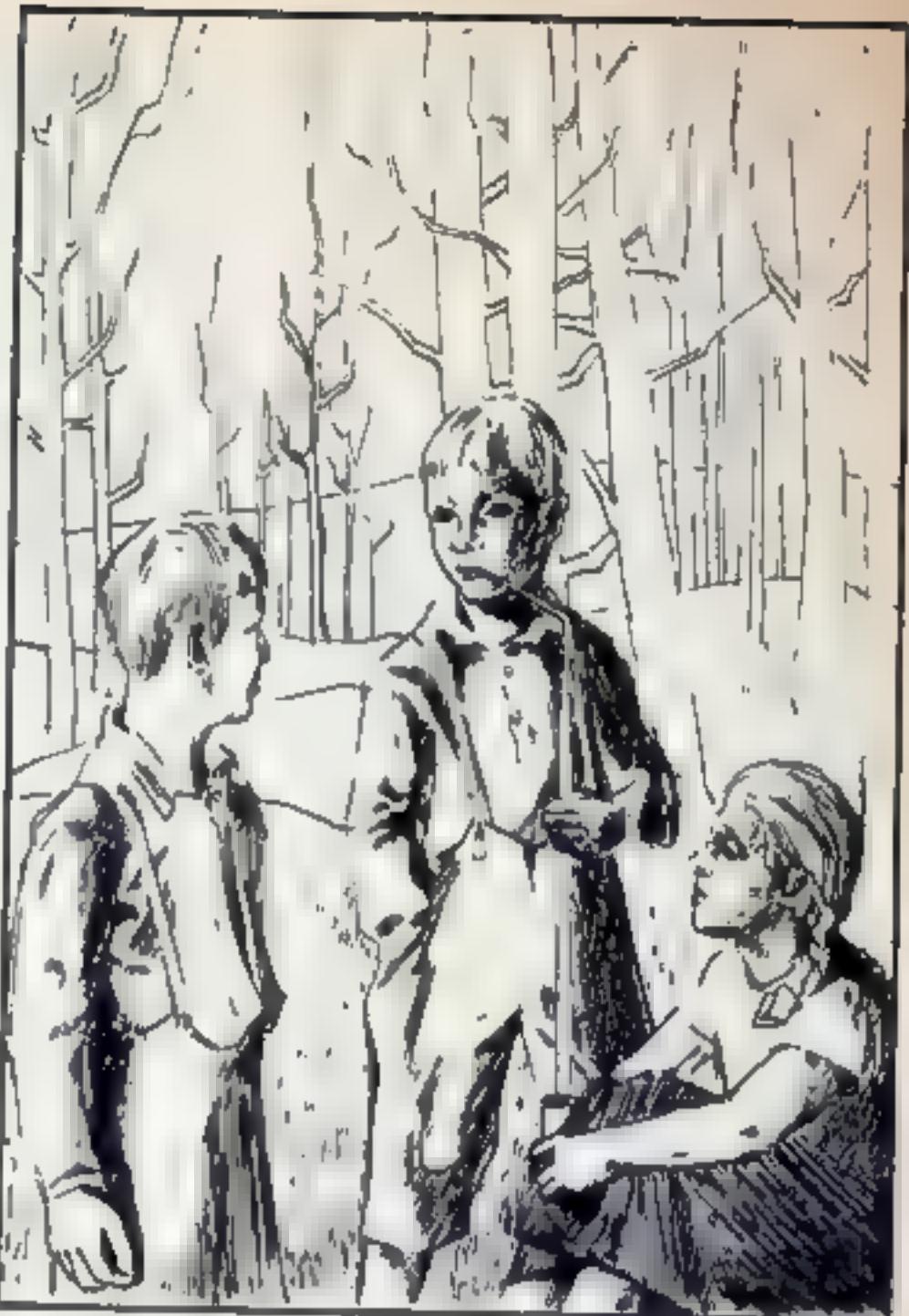
„Soviel?“ fragte er und deutete ein Stück an. „Ja —“, sagte Ola gedehnt, „du wirst sehen, das reicht nicht lange. Das Loch ist beinahe bodenlos“, lagte er. „Und außerdem ist auch der Einar nicht ganz sicher vor Zahnwech.“ — „Soviel also?“ fragte Tordinus. Es entbete damit, daß Ola ein gehöriges Stück bekam.

Dann grub Ola eine alte Kreidepfeife aus seinen Sachen hervor. Diese ließen sie als Friedenspfeife untereinander herumwandern. Über sie sollten behutsam und vorsichtig mit der Kreidepfeife umgehen, Einar müsse sie bezahlen, wenn er sie zerbreche . . . „Ich werde dir eine Kreidepfeife schenken, ich werde dir zwei Kreidepfeifen schenken, wenn ich nur erst einmal mein Hütergeld habe!“ versicherte Einar hochmütig.

Nun wußte Ola ja auf's Tropfchen genau, wie ein echter natürlicher Indianer aussahen mußte. Das hatte er auf den Bildern außen auf den Indianerbüchern gesehen. Er und Einar und Jakob hatten nicht viel Nehnlichkeit mit richtigen Indianern. Als erstes tat es daher rot, die Haare zu färben.

Sie suchten große Stüde Kohle und rieben einander das Haar damit ein, bis sie schwarz waren wie Raben; und als Augenbrauen machten sie sich dicke schwarze Striche.

Als dies geschehen war, lachten sie schon mehr wie Indianer aus. Dann zogen sie die Hemden aus. Kein Indianer geht mit einem Hemd. Die Hosen wurden mit einem Strick um den Leib festgebunden, denn man sah auch keine Hosenträger auf den Indianischen Bildern. Jetzt sahen sie schon ganz grob-



artig aus, sie waren nicht mehr mißhaubarstehen. Es fehlte nur noch einiger Feberfieber, aber das mußte man sich später aussparen. Nun kamen die kleinen Mädelchen daran, die sollten ja Indianerweiber sein, aber sie machten sich so übertrieben schwarz, daß Ola sagte, sie seien statt dessen Negerweiber geworden.

Dann zündeten sie vorsichtig ein kleines Feuer an, das man unten auf den Hölen nicht sehen sollte; und nun wollten der Häuptling und seine beiden tapferen Krieger die Friedenspfeife rauchen. Eigentlich schmeckte eine solche Friedenspfeife abfußlich. Oder war es vielleicht der Kautabak von Tordinus Blässen, der so ungewöhnlich schaß war? jedenfalls ertrugen die Jungen es alle drei sehr tapfer und verzogen auch nicht eine Miene. Darauf gab Ola jetzt seinen beiden Kriegern die Wette und verließ ihnen holze Namen, wie sie sich für tapfer Männer gezeichneten. Einar war am verlohltesten, darum wurde er der Schwarze Adler genannt. Jakob lief am schnellsten, er sollte der Fliegende Pfeil heißen!

Aber die kleinen Mädelchen mußten ja auch Namen haben, und das sollten natürlich besonders hübsche Namen sein. Ingeborg lagte: „Ich finde, ich sollte Rose Rose heißen.“ — „Psst, psst, wer wird mit sich selbst prahlen?“ rief Ola. Und Ingeborg wurde genau so rot wie eine Rose, die Wermut, und merkte, daß sie einen zu schönen Namen gewählt hatte. Aber dann lagte Jakob, er fände, daß gerade sie Rose Rose heißen sollte, und so wurde sie dann so genannt.

Martha könne Goldblume heißen, meinte Jakob. Das sei ja eine schöne kleine Blume, meinte er. Ja, das fanden sie alle ausgezeichnet. Wie aber sollte die Anna heißen? Anna blickte zu Boden, legte den Kopf schief und scharrte ein wenig mit dem Fuß. Ola schlug vor: Weiße Lilie, das sei gerade der richtige Name für Anna, lagte er; und dann wurde sie so genannt. Ola selbst nahm den Namen Büffelstötter an. Und jetzt warteten sie auf die Büffel.

„Hier im Wald gibt es zur Zeit nur wenig Büffel“, lagte der Häuptling. „Dagegen gibt es ziemlich viele Eichhörnchen. Wer

ein Gähnchen mit seinem Weil durchbohren kann, kann auch einen Büffel durchbohren", sagte er. „Auf Schwarzer Adler und Fliegenden Pfell, auf gut Jagd, auf gut Jagd!" Der Fliegende Pfell sprang höglieb empor und ließ ein ganz einzig stehendes Geheul er tönen. Aber der Schwarze Adler war schmerzlich still und bleich geworden unter seinem schwarzen Haarschopf. Er erhob sich und folgte schleppenden Schritten den beiden anderen nach.

Die Weiber sollten zurückbleiben und das Feuer im Strand halten und auf die Heimkehr der Jäger warten. Als aber die Krieger ein Stück weit in den Wald gekommen sind, schleicht Ginar sich von den anderen fort. Oh, ihm ist so schrecklich zumute, im Kopf und im Magen und überall! Er versteht sehr gut, daß die Friedenspfeile die Schuld trägt, es war nicht das erste Mal, daß er durch den Tabal in diesen elenden Zustand versetzt wurde. Er friert und klappert mit den Zähnen und stellt sich hinter einen großen Wacholderbusch und erbricht sich dort so still wie möglich. Lieber Gott, wer doch dahin in seinem Bett liegen könnte! Er will seine Kleider wieder anziehen und hinzugehen. Es ist keine Schande, frank zu sein, aber es handelt sich nur darum, daß die dahin vielleicht verstehen werden, warum er frank geworden ist, die sind ja so schlau.

So schlecht er zu den erschrockten Frauen zurückzieht, zieht sich an und wandert heimwärts. „Ich muß mich legen, Mutter", sagt er, „du mußt mir helfen, ich habe mich ganz frank gegessen an luter Erdbeeren." — „Ach du Dummkopf, Erdbeeren im Matl hast du wieder einmal Tabal gefangen!" fragt die Mutter.

„Tabal gefangen — ich?" — „Ja, oder hast du geräucht, wie?" — „Nein." — Ginar hatte für heiterliche Augenblicke ein paar englische Worte zur Verfügung. Dann froh er sich endlich



und zitternd unter die Decke. Als er sich noch ein paarmal erholt hatte, rief er: „Mutter, jetzt ist es bald vorüber, jetzt muß du mit einem Stück Butterbrot die Probe machen!" — „Ich glaube eher, ich sollte eine andere Probe mit dir machen." —

Indessen lagen die drei kleinen Indianerjäger und warteten und warteten auf die Heimkehr der Jäger. Das Feuer war ihnen erloschen, und es begann recht langsam zu werden, kanden sie. Das Schlimmste war, daß sie froren. Martha wollte ihr Kleid wieder anziehen. Das wollten die beiden anderen nicht, sie wollten so lang wie möglich Indianisch bleiben.

So begann Martha allein sich mit ihrem Kleid abzuplagen, aber sie konnte nicht damit zurechtkommen. Sie war fünf Jahre alt, konnte kein Band binden und keine Knöpfe knöpfen . . . Und so legte sie sich in die Hütte und weinte . . . Da kam eine dicke, alte Dame den Weg zu ihnen heraufgegangen. Es war eine kleine Dame, sicher eine von den Sommerfrischlern im Tal unten.

Alle drei frohen in der Hütte zusammen. Aber die Dame hatte sie gesehen und hatte wohl das Weinen gehört, nun kam sie geradewegs auf sie zu. Martha fürchtete sich sehr, und das tat auch Anna, und Ingrid war auch nicht besonders mutig . . .

Nun sah Martha zu ihrem größten Erstaunen, daß die Dame ein rotes Kleid und einen roten Schleier trug, obwohl die Sonne schien — und außerdem hatte sie einen kleinen schwarzen Bart. Sie sah überhaupt aus, als könnte sie drei kleine Mädchinnen auf einmal verschlingen.

„Was gibt es denn hier?" fragte die Dame und guckte herein. Als sie drei fast nackte kleine Mädchen mit zuhigen Gesichtern sah, schrie sie auf: „Um Gottes willen, was soll denn das bedeuten?" Keine Antwort. „Wo gehört ihr denn hin?" fragte die Dame. Sie hätte ebenso gut einen Stein nach ihrer Wohnung fragen können.

„Ich glaube, ihr seid verrückt!" rief sie. „Da liegen sie bei dem scharfen Wind hier fast ohne Kleider." Sie duschte sich auf alle viere und wollte die kümmerlichen Kinder herauszerrten. Aber da bekannten diese wieder ihre Stimmen! Alle drei brachen sie in ein Gelächter aus und hingen aneinander fest und kauften sich an der Hütte an, und die Dame mußte loslassen. „Wollt ihr euch augenblicklich anziehen", sagte sie streng, „und dann heimgehen — aber sofort!"

Da bekam die kleine Martha eine Art Ansturm der Verzweiflung, und weinend und ganz außer sich schrie sie die kleine rote Dame an: „Mach, daß du weiterkommst — du — altes Scheusal!"

Unser neues Jungmädel-Jahrbuch

Ihr nutzt wirklich vom Leben und von der Zielsetzung der Jungmädel sprechen, wenn Ihr alle noch besten Kräften daran mitarbeitet. „Wir folgen“, das Jungmädel-Jahrbuch 1936, hat zum erstenmal klar und eindringlich unsere Art und unsere Arbeit aufgezeigt. Da das neue Jungmädel-Jahrbuch 1937 eine Gemeinschaftsleistung werden soll, rufen wir Euch alle zur Mitarbeit auf.

Wenn wir das Jahrbuch 1937 fröhzeitiger herausbringen wollen, ist es dringend erforderlich, daß Ihr uns möglichst umgehend Material — Fotos, Zeichnungen, Gedichte und Jungmädelsgeschichten — einschickt. Ihr werdet an Hand des Jungmädel-Jahrbuches 1936 am besten sehen, welche Art von Arbeiten wir gebrauchen.

Wir legen für die besten Arbeiten wertvolle Buchpreise aus. Alle Einsendungen gehen an die Jungmädelreferentin der Reichsjugendführung Lydia Schürer-Stolle, Berlin NW 40, Kronprinzen-Ufer 10; sie müssen das Kennwort: Jungmädel-Jahrbuch 1937 tragen. Letzter Zeitpunkt für die Einsendung von Arbeiten und damit für die Beurteilung am Wettbewerb ist der 15. Juni 1936.



Arbeiten aus Ton

Heute wollen wir versuchen, uns aus Ton Gebrauchsgegenstände zu arbeiten: Teller, Becher, Schalen, Dosen, Vasen, Krüge und anderes. Ehe wir damit beginnen, will ich Euch erst noch etwas über unseren Werkstoff erzählen:

Der Ton wird in der Natur in verschiedener Reinheit als leiser, leicht zerbrechliches Gestein in groben Lagen gefunden. Er ist durch Verwitterung feldspatartigen Gesteins entstanden und durch Wind und Wasser angehäuft worden. Seine Eigenschaft, Wasser aufzunehmen und damit einen plastischen, d. h. biegsamen Teig zu geben, nutzen wir zum Ansetzen und Formen aus. Ganz reiner Ton ist weich und heißt Kaolin oder Vorzellenerde; er wird für die Herstellung von Porzellanen verwendet. Für die Tonwarenherstellung aber Keramik wird der Ton als wichtigstes Rohmaterial genommen, und so gebrauchen auch wir reinen Ton, der in verschiedener Färbung in der Natur vorkommt: rot, grau oder gelb.

Wir bejorgen uns den Ton in einer Töpferei oder Keramikwerkstatt in trockenem Zustand. Er besteht dann aus feinen, leicht zerbrechlichen Gesteinsbrocken, die wir zu feinem Pulpa zerschlagen müssen. Steine und Zweige, die sich manchmal im Ton befinden, entfernt man, so gut es geht, vor der Arbeit, denn jeder Fremdkörper in dem Gegenstand würde eine schlechte Stelle ergeben, vielleicht einen Riß, durch den beim Breken die ganze Form zerpringen könnte.

Nun wird der Ton mit Wasser begossen, und wenn die Zeit es erlaubt, lange so mit Wasser stehen gelassen, besonders bei Frost, weil dadurch die Verwitterung der noch darin enthaltenen Feldspate bewirkt wird. Man läßt den Ton „wintern“ oder „faulen“, so heißt es in der Sprache der Tonwaren-Industrie. Der so gequollene Ton wird nun tüchtig durchgeknetet, damit das Wasser überall hinkommt, und vor allen Dingen, damit die Lust, die noch in dem Ton ist, vom größten Teil aus der Masse herausgetrieben wird. Um bestens erreicht man das, wenn man die Masse mit den Füßen tritt, doch ein tüchtiges Kneten mit den Händen kann auch ausreichend sein. Wenn nun der Ton für unsere Arbeit zu feucht ist, dann

streichen wir ihn ungedacht zwei Finger dic auf Gipsplatten. Der Gips ist sehr porös und saugt das Wasser aus dem Ton, so daß wir schon nach kurzer Zeit den Ton gebrauchsfertig haben.

Wir können uns aber gleich fertigen Ton kaufen, der schon mit Wasser vermisch und durchmetzt ist; doch wiegt er durch das Wasser sehr schwer und ist dadurch viel teurer. Ton, der mit Wasser vermengt ist, muß in einem fest verschließbaren Gefäß aufbewahrt werden. Trockener Ton hält sich beliebig lange an trockenen Stellen. Der Ton ist gebrauchsfertig — gefund —, wenn eine 10 Zentimeter lange, fingerdicke Walze, etwas kräftig gehalten, sich nicht biegt. Wird die Walze leicht mit den Fingern gebogen, darf sie weder brechen noch Risse zeigen.

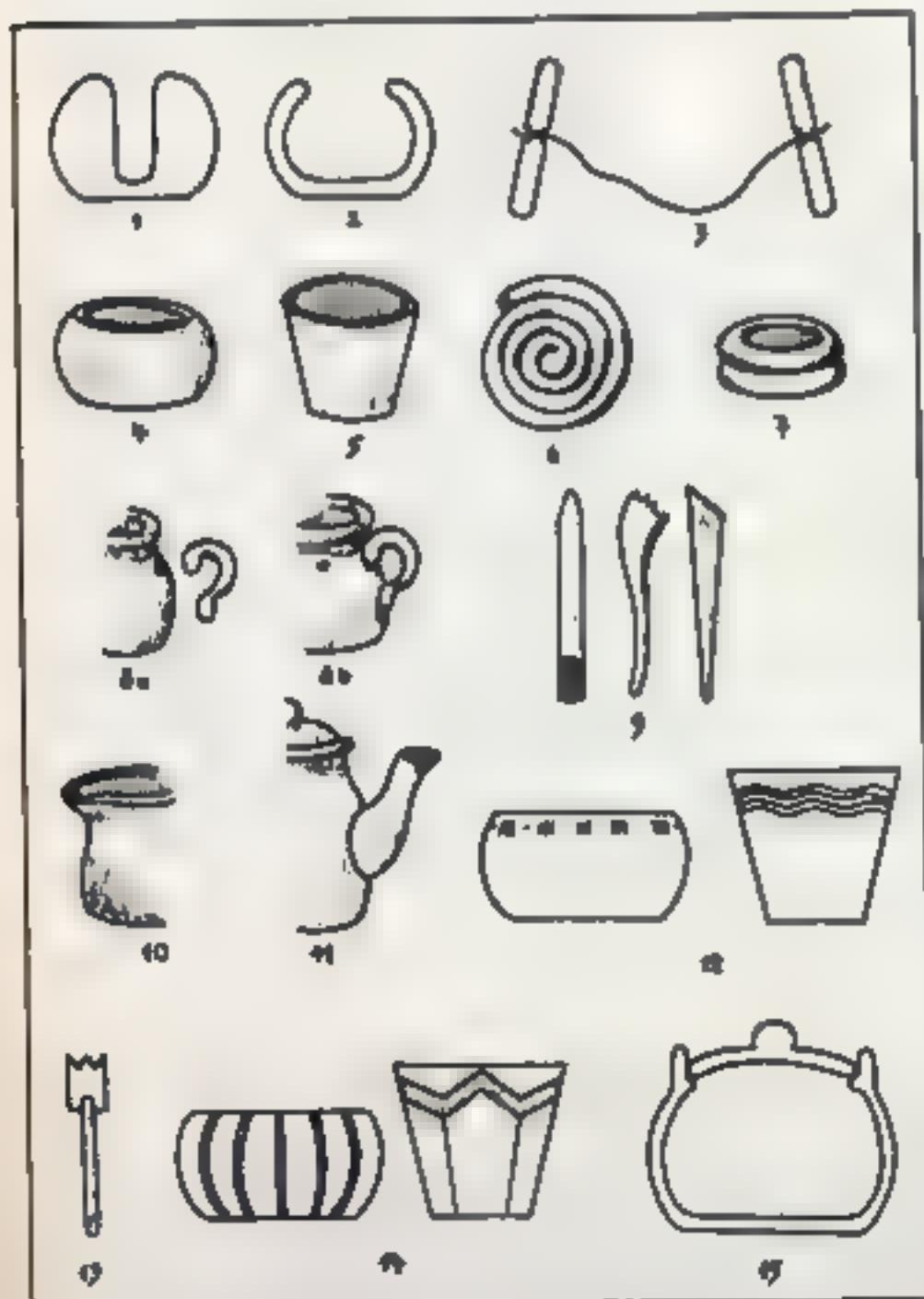
Dem zu trockenen Ton wird Wasser beigegeben, oder er wird mit nassen Ton, Tonstücken, Kart geknetet; so erhält er seine gefunde Form wieder. Knetet der Ton an den Fingern, so ist er zu nah und muß trocken aber viel geknetet werden. Ist der Ton einmal ganz ausgetrocknet, weil wir ihn längere Zeit nicht beobachten konnten, so muß die ganze Arbeit des Zerkleinerens, Schämmens und Knetens noch einmal gemacht werden, darum legt man auf den leichten Ton, der weiter verarbeitet werden soll, ein nasses, ausgewrungenes Tuch. Auch angefangene Arbeiten, an denen am anderen Tag weiter gefertigt werden soll, bedeckt man mit einem feuchten Tuch oder nassem Zeitungspapier.

Aber nun wollen wir uns Gestalten geben. Wir haben große Schürzen um mit aufgestreiften Keramik, Armbanduhren und Ringe nehmen wir ab, da nicht nur die Hände, sondern auch die Arme mit dem Ton in Berührung kommen. Als Unterlage für unsere Arbeit haben wir ein Holzbrett ohne Risse, ein Stück Linoleum oder Schiefer, aber keine Gipsplatte, da die den Ton zu schnell austrocknet. Auf einer anderen Holzplatte liegt der Ton, den wir uns aus der Tonliste zum Verarbeiten geholt haben. Ein Tisch mit Wasser steht auf dem Tisch, damit wir uns manchmal die Hände anfeuchten können, wenn sie zu warm und trocken geworden sind.

Zuerst kneten und schlagen wir noch einmal tüchtig unjeren Tonklumpen, damit keine Lufteinschlüsse mehr darin sind, keine Spalten und Risse mehr sich zeigen, und formen eine Kugel. Aus dieser Kugel versuchen wir nun ein Gefäß zu formen, das zugelängte Gestalt behält. Wir bohren mit dem Daumen von oben eine Vertiefung in die Kugel (Zeichnung 1. Querschnitt), wobei wir aber mit den anderen Fingern von außen gegenhalten. Diese Vertiefung geht soweit herunter, daß der Boden des Gefäßes noch die richtige Höhe hat. Sie wird nach der verschiedenen Größe der werdenenden Gegenstände verschieden, aber niemals so dünn, wie wir sie bei Porzellan oder Glas sehen. Nun formen wir unter ganz gleichmäßigem Druck mit den Finger spitzen die Wandung des Gefäßes, indem wir dabei etwas in die Breite und Höhe geben. Der Boden und die Wände müssen überall gleich stark sein, nur die Kante, wo Boden und Wand zusammenstoßen, muß etwas stärker werden (Zeichnung 2. Querschnitt).

Wir müssen darauf achten, daß unser Gefäß immer eine gute Spannung behält. Ist die Spannung verloren gegangen, so daß die Form sozusagen hältlos wird, so ist es besser, noch einmal von vorne anzufangen, denn die Spannung wiederzubekommen, ist sehr schwierig und gelingt nur selten. Wenn uns die Form im ganzen gut gelungen ist, so können wir, um eine gleichmäßige Höhe zu bekommen, mit einer Drahtschlinge, die aus einem an zwei Fäden befestigten Draht besteht (Zeichnung 3), oben an der Kante etwas abschneiden. Diese Drahtschlinge benutzt man außerdem, um Ton zu verteilen und um die fertigen Arbeiten von der Drehscheibe zu schneiden.

Nun muß die obere Kante gut geschrämt und verfeinert werden. Sind beim Arbeiten Risse in der Kante entstanden, die sich schlecht wieder verhindern lassen, so füllen wir sie mit anderem Ton aus und kneten ihn gut in den Riß und die Kante. Diese Risse entstehen durch zu große Trockenheit des Tonens, so daß auch mit Wasser nachgeholfen werden kann. Dabei ist grobe Vorsicht am Platze, denn durch zu viel Feuchtigkeit und zu vieles nachträgliche Kneten kann die Spannung aufgelöst, vielleicht sogar verloren werden. Wir schneiden nun das fertige Gefäß mit der Drahtschlinge von der Unterlage, dabei



muß der Draht durchziehen an den Haltern wie eine aufgezogene Saite gespannt sein und ganz flach über die Unterlage gleiten.

Formen, von der Art, wie sie Zeichnung 4 zeigt, lassen sich gut aus einer Kugel, also aus dem Ganzen heraus gestalten. Die meisten anderen Formen, z. B. Blumentöpfe (Zeichnung 5) können besser anders gearbeitet werden. Den Boden machen wir aus einer Scheibe, die wir aus einer Kugel gebrüdet haben, gleichmäßig und hart und richtig rund, wozu wir einen Fächer benutzen können oder einen runden Gegenstand, den wir auflegen und umziehen. Wir können auch eine Tonwalze rollen, die wir zu einer Schneide aufwickeln (Zeichnung 6) und gut miteinander verketten. Die Übergänge können mit Ton schilder ausgeglichen werden. Man darf sie nicht mehr sehen und fühlen. Ton schilder ist sehr nasser, daher dünner Ton.

Die Wände werden nun auch durch Tonwalzen ausgelebt (Zeichnung 7). Die erste Walze, die auf den Boden des Gefäßes kommt, muß gut mit dem Boden verketten werden, und wir müssen wieder darauf achten, daß die Kante zwischen Wand und Boden etwas stärker bleibt, wieder wie bei Zeichnung 2. So wird eine Walze nach der anderen auf die gut verketten vorherige gelegt und mit ihr fest verarbeitet, bis die richtige Höhe erreicht ist. Keine Linien dürfen zu sehen sein, wo die Walzen angelebt haben. Erhöhungen oder Vertiefungen dürfen wir nicht mehr fühlen, die Wände müssen gleichmäßig die sein, und das ganze Gefäß muß wieder eine gute Spannung haben.

Wir arbeiten nun eine Tasse oder einen Topf, ein Gefäß mit einem Henkel. Der Henkel wird für sich allein geschrämt und mit Ton schilder an das Gefäß geheftet. Dazu rounen wir die Stellen, die geheftet werden sollen, am Gegenstand sowie am Henkel auf, indem wir sie mit einer Fingerspitze kreuzweise einschnüden (Zeichnung 8a und 8b). Haben wir den Henkel angeheftet, so modellieren wir mit einem Höhlschen (Zeichnung 9) die Kniegelenke gut und verketten mit dem Modellierholz auch gleich die Stellen. Schnauzen, wie beim Milchtopf oder beim Krug, werden ausgebogen, wenn der Rand ganz fertig ist (Zeichnung 10). Die Gestalt der Schnauze muß so scharf und formgerecht sein, daß es sich nochher damit auch ziehen läßt. Wir können es mit leicht getrockneten Gefäßen ausprobieren, indem wir Wasser hinzutun und es langsam wieder ausgießen. Auch die Tüte bei einer Kaffeekanne wird zum Schlus angelebt. Sie wird in sich festig geschrämt und dann mit Ton schilder um das Loch an der Seite der Kanne geheftet und modelliert. Die Klebstellen sind wieder an beiden Teilen ausgerautet (Zeichnung 11).

Festig geschrämte Gefäße müssen erst trocken, ehe sie gebräunt werden können. Man stellt sie dazu in lustige Schräuble oder auf Regale, damit die Luft überall gleichmäßig heran kann, nach Möglichkeit müssen die Tongefäße nach einem Tag umgelebt hingekettet werden, damit auch der Boden gleichmäßig trocken kann, ohne zu rutschen. Besonders bei großen Formen mit großer Bodenfläche ist das nötig. Beim Trocknen verschwindet das Wasser aus dem Ton, und dadurch tritt eine Raumveränderung ein, man nennt dies das „Schwinden“ hat die Luft nicht überall freien Zutritt oder sind Stellen leicht verarbeitet, so kann aus das Gefäß reißen, manchmal nur an einer kleinen Stelle, aber wir können es dann nicht mehr gebrauchen. Um auch das chemisch an den Ton gebundene Wasser zum Entweichen zu bringen, werden die Sachen gebräunt.

Doch ehe wir dazu übergehen, wollen wir uns unjere Gefäße noch verzieren. Formen, die noch nicht getrocknet sind, können wir durch Eintragen von Figuren und Zelchen mit einer Musterkante verzieren (Zeichnung 12). Wir nehmen dazu ein schaues Modellierholz, ein Messer oder einen anderen schaues Gegenstand. Um gleichmäßig nebeneinander liegende Linien zu bekommen, ragen wir mit einer Gabel oder einem selbstgemachten „Mehrspitz“ aus Blech oder Draht (Zeichnung 13). So sind schon Tongefäße verziert gewesen, die man bei Ausgrabungen gefunden hat; und manch ein Museumstück kann uns da Anregungen zu Mustern geben.

Wir können unjere Gefäße auch bemalen, doch dazu müssen sie erst ganz getrocknet sein. Wir nehmen die sogenannten An-gaben- oder Schilderfarben, das sind Metalloxyde, die mit



Sie bilden besser und Ihr Aussehen wird sportlich
Haut wird geschmeidig und trocknet nicht aus
Sie schützen die Haut und wahren dem Sonnenbrand

Danach zieht man sich! Wer mag das nicht — so in der Sonne liegen, nichts tun und nichts denken, nur immer sich strecken und sezen. Aber eins nicht vergessen: vorher gründlich, und nach Bedarf wiederholt, mit Nivea-Creme oder -Öl einsreiben! Sonst gibt's statt Bräunung Sonnenbrand.

feinem Tonpulpa gewölbt sind. Dadurch halten sie so gut auf den Tonwaren. Wir müssen das Pulpa zu einem Brett, das weder zu dick noch zu dünn sein darf, da beim Brennen und Glasieren die Farben sonst abplatzen oder von der Glasur aufgezehrt werden. Nicht alle Farben behalten ihr Aussehen, wie sie es in angerührtem und trockenem Zustand haben; manche verändern ihre Farbe im Brand, daher muß man schon sehr genau wissen, wie sie nachher aussehen werden, um eine schöne Farbenzusammenstellung zu erzielen. Auch muß sich das Muster der Form des Gefäßes anpassen; je artgerechter die Verzierung ist, desto schöner der ganze Gegenstand (Zeichnung 14). Mit einem Pinsel tragen wir die Farben auf das Gefäß auf. Schlecht- oder Falschgemalte kann mit einem Messer wieder abgekroft werden, oder es wird vorsichtig abgewischen. — Das Loch unten im Blumentopf bohren wir nach dem Trocknen vorsichtig mit einem Messer hinein.

Das Brennen der Gegenstände geschieht in einem Porzellankörper; wir müssen also unsere Arbeiten vorzubringen zu einem Töpfer, der solchen Brennöfen hat (die Höhe unserer Statu- und Badöfen genügt nicht, da sie 800 — 900 Grad, beim Glasieren sogar 1400 — 1600 Grad erreichen muß). In der Porzellankennzeichnung geben wir an, ob wir eine Glasur haben wollen, ob farblos übermalte und verzierte Gefäße, oder farbige Glasur über unverzierte Gefäße. Vielleicht wollen wir auch nur eine Innenglasur, weil die rauhe, unglasierte Form manchmal besser aussieht, als die glatte, glasierte. Die Innenglasur ist für Gefäße, in die Süßigkeiten sollen, notwendig, da sie un durchlässig macht. Blumentöpfe dürfen gar nicht glasiert werden; sie müssen porös und durchlässig bleiben.

Beim Brennen stehen die Gegenstände im vermauerten Ofen, der erst geöffnet wird, wenn das Feuer gelöscht ist und der Ofen erkalte. Glaserte Porzellansachen stehen im Ofen in Chamotte-Rapseln eingeschlossen, damit sie durch die Hitze nicht verunreinigt werden, und damit sie nicht aneinander stoßen. Man kann auf die Art viel mehr in dem Ofen unterbringen, da man übereinanderstapelt. Bei Gegenständen, die wir nur für trockene Sachen gebrauchen wollen, genügt es, wenn wir sie nach dem Verzieren und Trocknen mit einer Schlagschicht durch die Zigarspitze besprengen. Gebraute Gegenstände, die entzweigegangen sind, kann man nicht wieder

zu plastischem Ton verarbeiten, da durch das Brennen das Wasser, das chemisch an den Ton gebunden ist, verschwunden ist und der Ton dadurch hart und fest wurde.

Beim Glasieren unterscheidet man die sogenannte Salzglasur für einfaches Steinzeug, wobei Steinpulpa in das Feuer geworfen oder in die Gefäße gelegt wird. Das Salz verdampft in der Hitze und bildet auf der Oberfläche der Tonwaren einen feinen Überzug von Glas, der etwas rillig aussieht. Diese Glasur genügt aber nicht für porösen Ton, für den man eine Bleiglasur verwenden muß, die härter ist. Die rohgebrannten Gegenstände werden in einen Ofen eingetaucht, der aus Wasser und Bleiglättie für farblose, durchlässige Glasuren, oder aus Wasser, Bleiglättie und färbenden Metalloxyden für un durchlässige und gefärbte Glasuren besteht. Beim Schmelzen entsteht dann eine Glasoberfläche. —

Das Formen an der Drehscheibe ist nicht leicht. Wenn man einem Töpfer zuliebt, wie er fast spielend ein Gefäß formt, das unter seinen Händen immer vollkommener und schöner wird, so meint man, es auch zu können, so einfach und leicht sieht es aus. Und doch ist es so schwer! Eine Töpferscheibe, die nicht durch einen Motor angetrieben wird, muß durch die Fuß- oder Trittscheibe, die mit der oberen Formscheibe durch eine senkrechte Achse verbunden ist, mit den Füßen in Drehung versetzt werden. Die Hände müssen aber ganz ruhig sein, um richtig formen zu können. Das Schwerste aber ist, das Zentrum, d. h. den Tonlumpen in die Mitte der Scheibe zu bekommen. Gelingt das nicht ganz, so schleudert noch die Arbeit; beim Formen rutscht dann leicht die Hand aus und zerstört die Form. Für uns beginnen wir uns darum mit dem Formen aus freier Hand, wobei wir sicher mehr erreichen werden als mit der Töpferscheibe, die uns ja außerdem in den weitesten Höhlen zur Verfügung steht. —

Sicher werdet Ihr bald mit großer Freude an der Arbeit sein, um Euch alles, was Ihr in Euren Heimen an Vasen, Kannen, Tellern, Bechern und Dosen gebraucht, selbst herzustellen, und Ihr werdet überzeugt sein, wie gut es geht, wenn man sich erst einmal herangetraut hat und dann mit Lust und Wissenswert weiterarbeitet.

Julie Reiter, Übergau Berlin.

Für die Kinder ist ihr nichts zu teuer, aber auch sie gibt ihnen NIVEA-Zahnpasta

für 50 Pf.

denn: sie wählt das Gute, auch wenn es billig ist!

Es gibt Eltern, die ihren Kindern alles gewähren können, was das Kinderherz sich wünscht. Wenn diese nun für ihre Kinder wie für sich selbst Nivea-Zahnpasta bevorzugen, so tun sie es, weil Ihnen Nivea-Zahnpasta wegen ihrer Wirksamkeit so gut gefällt.

Leicht schäumend, milder Geschmack
gründliche, doch schonende
Konsistenz.

NIVEA
ZAHNPASTA

50
Pf.
die große Tube



„Kennen Sie die Seidenprobe?“



fragt die kluge Tante. „Ich will sie Ihnen zeigen. Mit einem Streichholz stecke ich den Seidenfaden an. Er brennt nicht, sondern schenkt zusammen, und dabei entwickelt sich ein kleiner schwarzer Ascheknäuel, das am Faden hängen bleibt. Dabei riecht es nach verbranntem Horn.“

Fäden, die nur wie Seide aussehen, verbrennen zu ganz seiner Anse, die beim geringsten Luftzug wegfliegt. So kann man feststellen, ob der Faden, mit dem man nähen will, Seide ist. Nähseide verarbeitet sich vorbildlich. Nähze, die mit Seide genäht sind, halten den stärksten Beanspruchungen stand.

Wer mit **SEIDE** näht, näht besser
SEIDE ist elastisch, reißfest und farbecht

Nimm
Gütermann's Näh-SEIDE

WER KLUG IST · WEISS BESCHIED

ACHTEN SIE AUF DIE SCHUTZMARKE
DAS SCHACHBRETT

RINGENDES DEUTSCHITUM

Gleich nach der Veröffentlichung der neuen Gesetze für die Handels- und Industriekammern erging an die deutsche privatrechtliche "Große Wilde" (Verhandlung um 1920) die Auflösung, nach anzuhören. Die Wilde erhob Einspruch gegen die Verordnung, mit dem Hinweis d., daß sie a. s. privat-rechtlicher Bereich in erster Linie soziale und kulturelle Aufgaben in Erfüllung hätte und sich in ihrer Tätigkeit in seiner Weise mit der Arbeit und den Zielen der neuen Normen besch. - Am 2. 4. 1920 erfolgte auf Anordnung des Finanzministers die Auflösung der Wilde und die Überstellung ihres Vermögens an die Kammern. Im Zusammenhang mit diesen Vorgängen wurden auch die teilweise wirtschaftlichen oder berufshandischen Organisationen, wie der Gewerbeverein in Bremen und Minden, aufgelöst.

In der Nacht zum 18. März worden 15 Moltkebuden die Rb. zu einem gefährlichen Feuerwehrleiter zu einem Feuerwehrleiter hattent, verhaftet. In gleiches Maße werden am 19. März 17 Feuerwehrleiter, darunter zwei SdP er. In Hall werden noch dreißig Feuerwehrleiter Verhandlungen sind zunächst zu verhindern zu 14 Tagen von zwei Monaten Verhaftung verurteilt worden. Dieser wurde die Teilnahme an polizeil. u. n. d. erlaubten Versammlungen vor dem Gesetz gelegt.

Der einzige Zeit fand eine Unterredung zwischen euren Kreisvertreter und dem Reichsaußenminister über die Beziehungen Deutschlands zu den russischen Staaten statt. Der Kreisvertreter betonte, daß Deutschland zu den Russen keine Freundschaft, die Freiheitlichkeiten zu sein, daß aber die Haltung des russischen Reichs, die Erhebungen von der Verhinderung der dortigen Aufstiege, Russland stark beeindruckt wird. Und das nun schon mit zwei Worten gegen das deutsche Reichthum die Erhebungen ergeben vertheidigt.

Unseen

Deutschland hat den Willen, mit Frankreich in Verhandlungen zu treten, es fordert aber vorerst eine Worteitung bei Niemeyers, während Frankreich die Wiederherstellung der gewünschten Autonomie des Niemeyergebietes fordert. Am 24. 2. 1919 haben die Vertreter des Niemeyergebietes an den französischen Staatspräsidenten eingetragen, daß Niemeyer eine Wiederherstellung der Autonomie des Niemeyergebietes fordert. — Die Verhandlungen waren zu dieser Zeit und in den nächsten Jahren durchaus vertraulich. Das Niemeyergebiet hat nun noch drei weitere Vertreter, die begnadigt, daß sie durch ihren Verhandlungsvertrag nicht mehr bestraft werden. Die noch weiteren Verhandlungen sind noch in Erprobung gebracht worden. Es noch verhandelbaren ist Niemeyers, daß er vor seine Strafen zu erledigen. Am 24. 2. 1919 haben die Vertreter des Niemeyergebietes den Niemeyergebieten eine Petition vorgetragen, die Niemeyer erneut mit großem Nachdruck auf sein Tadeln aufmerksam gemacht. Während die Niemeyerdämmen-deutsche Vertretung keinen Antrag auf Verhandlungen gebracht hat, ist die Zahl jetzt auf 100 geschritten.

701

„In den letzten Wochen ist eine Aktion gegen die Vollzugsorganisationen in Hoch wahrnehmbar. In diesem Zusammenhang sind im Zeitraum 1938/1939 die Komplexe (Bildungen) der Ortsgruppen der „Deutschen Reichsbahn“ die Tätigkeit untersagt worden.“



Einen dieser Ratgeber kostenlos!

Schreiben Sie bitte an ULRICH GAUNDER GMBH,
REUTLINGEN 6 - welchen Sie am liebsten hätten.

In beiden Ratgebern finden Sie als Stoffprobe ein außerordentlich dauerhaftes, waschfestes und farbechtes Gewebe: Gründter Halblinnen. Diesen Stoff gibt es einfarbig (weiß und füllanthrenfarben) sowie bedruckt. Gründter Halblinnen eignet sich für Kleider, Handarbeiten und Innendekoration gleich gut.



Vor Nachfertigungen schützt wieder Stempel auf der Werkseite: U1 und Gehriger stallen.

Jung und schön bleiben - **Euklid®**
die Hormon-Schönheitscreme benützen!

...Tuben zu 45 und 90 Pfennig.

Streiflichter

Schlampassel, Stuß und Dalles

Der Kampf um Reinheit unseres völkischen Sprachschatzes ist heute zu einer verpflichtenden Sache der gesamten Volksgemeinschaft geworden. Als ein Quell unseres Volkstums und als Ausdruck deutscher Wesensart bedarf unserer Muttersprache streuer Wartung und gewissenhafter Reinigung von allen fremden Einflussungen, die in Zeiten nationalen Niederganges übernommen worden sind. Doch auch heute vergessen viele, daß es neben überflüssigen lateinischen, französischen und griechischen Fremdwörtern auch eine ganze Anzahl von Wörtern hebräischen Ursprungs gibt, die sich in unserer Umgangssprache eingehüllt haben.

Das Zwanzigste Jahrzehnt hindurch hat deutsche Wirtschafts- und Geschäftsschichten Zeugnisse dieses jüdischen Geschäftsgenüses und zahlreiche Ausdrücke und Redensarten, die noch heute gebanktenlos nachgeplappert werden. Da redet einer von der Blette, ein anderer vom Dallet oder vom Maissel oder von seinem Gegenteil, dem Schlamassel. Alle diese Bezeichnungen sind der hebräischen Sprache entnommen. Versucht jemand, dieses jüdische Raubertum auszurotten, so wird er womöglich noch mit dem ebenfalls hebräischen Wort „mejunge“ bedacht oder als „Raffat“ bezeichnet, was übrigens nichts mit osmanlischem Regenpümmen zu tun hat, sondern von dem hebräischen Wort „Roter“ herkommt. Roter heißt Dorf (hier von „Raff“), und der Raffer ist der Dorfbewohner, den jüdischer Geist bezeichnenderweise gleichgelegt mit einem einstötigen, dummen Menschen. Der jüdische Händler und der Bauer — das sind freilich gewaltige Unter- schiede.

Jüdisch sind natürlich auch „Schmutz“ und „Staub“ sowie die ebenfalls sehr kennzeichnende und beim deutschen Wesen stehende Redensart vom „Schmutz machen“ (ein Schwindelgeschäft treiben). Der Volksmund wendet für eine Strafe gern den Ausdruck „peitschen“ an. Das ist nur scheinbar ein deutschstämmiges Wort. Denn es ist abgeleitet von vertaußen, einer Bildung aus dem hebräischen „Raft“ — Strafe. Die Redensart „jemand auzen“ (zum Ratten halten) findet ihren Ursprung ebenfalls in einem jüdischen Wort.

Belannt ist, daß ein großer Teil der Hanauer Ausdrücke in hebräischen Wörtern wurzelt. Der Hanauer (vom hebräischen *gansen* = Flehen) übernahm diese fremden Sprachbildungen und formte sie nach deutscher Sprachgelehrten um. Da finden wir zum Beispiel die auch in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangenen Wörter: *Ganzen*, *Gebildet* (Schwägerzel), *mies*, *vermaßen*, *schäfeln* und andere. Südländischen Ursprunges sind ferner: *Reitbaste*, *loshet*, *lägeln*,

Ладеги, Табираби, маніхек, ағелін (ең),
Келісім (Verdienst), Кале.

Es ist wahrlich an der Zeit, daß der sprachliche Ursprung aller dieser Wörter und Ausdrücke allgemein erkannt wird. Das deutsche Volk beginnt sich heute auf seine rassischen Werte und ihre Notwendigkeiten. Aber auch die Sprache steht in engem natürlichen Zusammenhang mit Rassenseele und Volkshaut. Es gilt darum, den jüdischen Einfluss nicht nur von unserem wirtschaftlichen und kulturellen Leben abzuschütteln, sondern ihn auch aus unserer Sprache für immer auszuschalten. Das ist aber nicht allein eine Angelegenheit der Ausbildung, sondern vor allem eine Aufgabe der Selbstvergleichung des einzelnen. So wollen vor allem wir Mädel fortwählig auf unsere Umgangssprache achten und uns gewöhnen an ein reines, stemmzartfreies Deutsch!

UNSERE BÜCHER

Der Weltfriede erfreut das deutsche Volk.
Von Dr. Eduard Fudan. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.
144 Seiten, brosch. 1 RM.

Die Zeit gibt uns in knapper, leicht faßlicher Form das nötige Wissen, das wir brauchen, um den Vertrag von Versailles und seine Auswirkungen auf das Leben unseres Volkes ganz zu verstehen. Das ständige ineinandergreifen von Außen- und Innenpolitik wird hier an Hand von zahlreichen Bildern und Kartoschzen klar hervorgeholt. Das Buch verfügt den Zeitraum von der Annahme von Wernes Waffenstillstandserklärungen bis zu Deutscher Austritt aus dem Traktatbund und der Gründung der neuen Wehrmacht.

Die wahrscheinliche Form

Verlag Hans Bött, Berlin-Neu-Tempelhof.

Leben, Arbeit und Kampf einer bekannten deutschen Abgeordneten sind in diesem Buch festgehalten. Wir bekommen einen Einblick in den Lebendruck über ihre Kutschensell in Paris und Zürich, ihr Werk auf einer Frauenschachschule in England und ihren Einsatz für die Frauenbewegung und das Frauenrecht auf Vortragstagen und Kongressen in Amerika, Afrika und fast allen Ländern Europas. Aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen sprachen Herberchungen über die lange vor dem Krieg fortwährende Kritik und Verurteilung Deutschilands, das Wühlen und Rütteln des Alterswiderstandes, das furchtbare Treiben des internationalen Judentums.

Schulsozialistische Gestaltung der deutschen Volksschule.

Ang. preis: 12,- DM. Verlag Otto Maier, Ravensburg. 91 Seiten, kart. 17,5 RM.

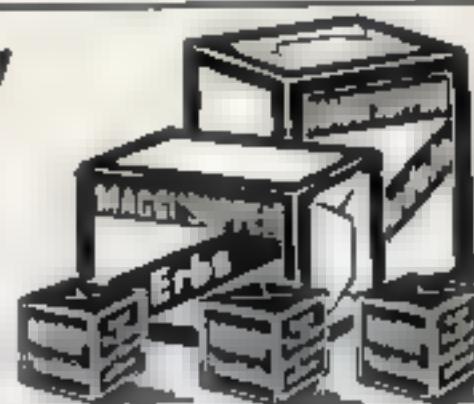
Behörbungen alter deutscher Volkskunst werden hier im Bild und Text dargestellt. Nur neben Keramik, Holz, Stein, z. B. Metallarbeiten, Blätterkunst fast aus handwerklichen Techniken beschränkt, ist der Hinweis auf die symbolische Bedeutung von immer wiederkehrenden Motiven in der Volkskunst, der auf die Verbindung von der Gegenwart zu geschichtlich getrenntem Kulturgut zeigt. Das Feste an diesen kleinen Künsten ist daß es nicht eine mehr oder weniger vorwiegende Marinierung Volkskunstlichen Stoffes bringt sondern gleichzeitig versucht aus einer breiten altertumskundiger Volkskunst heraus kulturell öffentlich für die Gegenwart zu wirken.

Die Aufnahme auf Seite 5 erhielten wir von Erich Betzleff, die Aufnahme auf Seite 18 wurde uns von der Presse-Bildzentrale zur Verfügung gestellt. Das Gedicht auf Seite 20 entnahmen wir dem bezeichneten Buch "Kluge in das Reich" Verlag Junge Generation, Berlin.



Österrike fort's riktig gamlaft!

Sie hat MAGGI® Suppen und MAGGI® Fleischbrühwürfel mit auf Fahrt genommen. In kurzer Zeit kocht sie nun für alle ein kräftiges, wohlschmeckendes Essen.



Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Herausgeber ist Dr. W. H. Kugelbe. Verlagsort: Buch-Vertrieb Wäbel in der H. J. Berlin; Haupt-
redakteur: Dr. Walter Kugelbe. Verantwortlich für den Inhalt ist Karl-Heinz Kippe, Hannover. Verlag und Druck: Niedersächsische
Tageszeitung, Dr. K. H. Kippe, Hannover. Abonnement 10. Heft 1941. DA 1. Dr. 10. davon Bergau 1. Dr. 10. Obergau 7. Herdbeck
1. Dr. 10. Bergau 10. Leinen 10. Obergau 14. Querbeck 10. Obergau 15. Wrie 10. Söte 1. Obergau 16. Zieck 10.
H. K. Obergau 17. Herdbeck 10. Obergau 18. Leinen 10. Obergau 19. Querbeck 10. Obergau 20. Wrie 10. Söte 10. Obergau 21.
H. K. Obergau 22. Herdbeck 10. Obergau 23. Leinen 10. Obergau 24. Querbeck 10. auf dem 100. Dr. 10. 1. Februar 1941. Preis 1000.
V. L. 4

Die Broschüre erscheint in einer Auflage von über 200 000 Exemplaren.

Obergau 10, Ruhr-Niederrhein

Kameradinnen!

Wir haben in unserem Obergau die Auflagenhöhe für „Das Deutsche Mädel“ erreicht, die nötig ist, um eine Sonderbeilage zu erhalten, und wir werden uns bemühen, sie noch weiter zu erhöhen.

Wir sind stolz darauf, denn nun werden wir neben allen anderen Berichten aus dem Reiche die Arbeit unserer Mädel von Ruhr-Niederrhein erleben.

Wir lernen die Vielgestaltigkeit der Landschaft und der Menschen unseres Obergau kennen. Wir sehen die Schönheiten des Bergischen Landes mit seinen schmucken Schleierhäusern und seinen beharrlichen und treuen Menschen, dem blau dahinstürmenden Niederrhein, der das flache grüne Land durchschneidet, wo am Horizont Himmel und Erde zusammenstoßen, und das nur von knorrigen Weiden und schmalen Pappeln unterbrochen ist. In diesem Land leben verschossene Menschen, die schwer und ruhig sind wie die Landschaft selbst. An der Ruhr glühen die Hochöfen, qualmen die Schornsteine, stampfen die Maschinen. Hier erlötet das Lied der Arbeit im hämmernenden Rhythmus. Hier packt der stolze Mensch das Leben mit beiden Händen und zwingt die Natur nach seinem Willen.

In diesem „Ruhr-Niederrhein“, wie es wir nennen, weil es deutsch ist, steht das Mädel als Jungbäuerin, als Verküferin in den vielen Großstädten, als Jungarbeiterin in den Fabriken. Dieses Mädel trägt bei all seiner Eigenart die Züge, die heute jedes deutsche Mädel im Reich trägt, die Züge des aufrechten, stolzen und frohen Mädels, das bei einer Arbeit wieder lachen und singen kann, weil es die Ehre und das Glück hat, sein Leben dienend unter die Idee des ewigen Deutschlands zu stellen.

Die Führerin des Obergau 10
Julia Rüdiger, Gauführerin.

Unsere Heimat Ruhr-Niederrhein

Die Grundlage unseres Daseins und damit unseres Volksseins ist unsere deutsche Landschaft, unsere deutsche Erde, und hier in erster Linie unsere engste Heimat, unser Obergau Ruhr-Niederrhein.

Heimat umfaßt Landschaft und Volk in der gesamten Wechselwirkung. Eine Jahrzehntelange Entfernung und Absehung von diesen natürlichen Werten hatte eine allgemeine seelische Verarmung zur Folge und führte zum Brachliegen wertvoller Kräfte.

Wir aber beladen uns zu unserer Heimat, weil wir in ihr die Wurzel unserer Kraft sehen und erhalten wollen.

Was uns die niederrheinische Heimat von ihrem Werden und Aufbau erzählt, wie pflanzliches und tierisches Leben, vom Boden und Klima abhängig, sich ausbreite, wie der Mensch den Raum in Besitz nahm, ihn mit seinem Leben und seiner Arbeit gestalte, all dies wollen wir uns zu eigen machen. Wir wollen die kleinen und großen Zusammenhänge erkennen, um daraus für unser Handeln in der Zukunft zu lernen.

Von der Vorgeschichte bis zur heutigen Großstadt- und Industriegestaltung umspannen wir einen rund 4000jährigen Lebens- und Kulturspielraum einer Landschaft, die — wie kaum eine andere — durch alle Zeiten und Völker hindurch der Brennpunkt heftiger Kämpfe und wichtiger Geschehnisse war. Raum ein anderes Gebiet unseres deutschen Lebensraumes hat je-



Der Führer spricht in den Kruppwerken

durch Jahrtausende hindurch in vorderster Front gestanden nach Westen und Osten, und kaum eine andere Landschaft ist so entscheidend beteiligt an der Gestaltung des Deutschen Reiches und an der endlichen Volksverdung aller deutschen Stämme, wie die Westmark — wie das Rheinland und das damit auch unser Gebiet Ruhr-Niederrhein.

Jahrtausende alte Heerwege, Böllerstrophen und Handelswege durchkreuzen oder begleiten heute wie früher die Grenzen unseres Gebietes.

In unserer Landschaft stießen die von Süden kommenden Kelten und die von Nordosten eingewanderten Germanen aufeinander und kämpften um Land und Lebensraum.

Hier am Niederrhein, an Ruhr und Lippe, zerbrach die römische Weltmacht am germanischen Widerstand.

Am Niederrhein waren Jahrhunderte lang Grenzkämpfe zwischen Franken und Sachsen, bis durch das Blutbad an der Alera der Widerstand der Sachsen endgültig zerbrochen war.

Vom Niederrhein zogen Mönche und Bauern gen Osten, um dort den verlorenen Raum dem Deutlichkeit wiederzugewinnen.

Der Niederrhein zeigt aber auch in den folgenden Jahrhunderten die Ohnmacht der deutschen Kaiser, das Auseinanderfallen des Reiches in kleine und kleinste Territorien.

Unsere Westmark ist durch die Jahrhunderte unerschütterliches Volkswerk gewesen gegen fremdes Wesen, so auch in den Jahren der Nachkriegszeit, als fremde Truppen Wacht am deutschen Strom hielten.

Wir Mädel erkennen unsere Aufgabe Hüter zu sein des deutschen Wesens an des Reiches Westgrenze.

Der Führer in Essen

Wir bauen am Reich!

Der Deutsche ist der Faust unter den Völkern, sagt man oft. Immer hat er das Sehende, Strebende in sich gehabt. Er zog nach dem Süden, um neue Reiche zu gründen, er griff mit starker Hand in das Rad der Geschichte, er ist der Mensch der Reformation, der Mensch, der Himmel und Erde mit seinem Geist erfüllten will. Mit diesem faustischen Streben schaut der deutsche Mensch sich nach dem Reich.

Das Reich, es liegt ein bedeutsamster Klang in diesem Wort, das Reich — es ist die Wettkraft, in der die heiligen Feuer unserer Dichter brennen, es ist die Glorie, mit der unsere Musiker ihre Melodien in die Welt dröhnen lassen. Das Reich ist überall dort, wo der Führer sich unermüdlich plagt, ist dort, wo Kunst gejagt wird, wo unsere Dome ragen und wo von der Arbeit des deutschen Menschen die Schlote der Zeichen und Fabriken rauschen. Das Reich ist überall dort, wo deutsche Herzen schlagen und deutsche Jungen sprechen. „Das Reich“, sagt der Dichter Joseph Magnus Wehner, „ist die ewige Ordnungswelt des Deutschen im Erdischen, das ist die Erfüllung und Weltverbindung unseres innersten Wesens.“

Noch ist das Reich nicht vollendet, noch bauen deutsche Menschen an seiner Entwicklung. Jeder, der den Glauben an das heilige Reich in sich trägt, mag er an Märschen stehen, mag er Tag für Tag hinter dem Schreibtisch Pläne des Aufbaus denken, sie alle haben Anteil am Schaffen des Reiches.

Noch niemals haben wir Führer den Begriff des Reiches, der Einigkeit unseres Volkes erlebt als an dem Tage, da der Führer in der Krupphalle zu uns sprach.

In der Krupphalle

Endlich haben wir die Halle erreicht. Es hat ein Stück Arbeit gelostet, sich durch die menschenübersättigten Straßen zu drängen — aber das scheint uns nichts, denn jetzt werden wir den Führer während seiner ganzen Rede sehen dürfen.

Kopf an Kopf steht die Menge in der Halle. Wo sonst die Motoren hausen und der Arbeiter seine tägliche Arbeit verrichtet, ist heute ein Volk angetreten. Die Arbeit ruht für diesen Tag, aber trotzdem macht diese riesige Halle doch den Eindruck einer Arbeitsstätte.

Nicht weit von unserem Platz erhebt sich etwas über die vor Erwartung gespannte Menge der Grundbau einer Lokomotive. Von dort wird in einer Stunde der Führer zu uns sprechen, noch dort wird bald das Ohr der ganzen Welt gerichtet sein. Jergendeln Arbeiter neben mir spricht eben diesen Gedanken aus. Aus dieser Stätte der Arbeit wird der Führer seine Ideen der ganzen Welt vermitteln — und wir dürfen das miterleben. „So war es nicht immer“, erzählt der Arbeiter weiter. „Ich denke noch an die Kundgebung Kasang April 1932 in Steele, wo auch der Führer sprach. Verdross! Nur in Windhuden durste die SA damals antreten, und nach der Kundgebung konnte jeden der Hoh der Urdersgebrüder treffen!“

Ganz hinten in der Halle beginnt die Menge zu jubeln. Der Führer kann doch noch nicht hier sein. Wir reden die Halle. Da kommt Dr. Goebbels langsam über den erhöhten Treppensteg. Nun kann es nicht mehr lange dauern, denn wir wissen, daß Dr. Goebbels gekommen ist, um hier bei uns seine Arbeit zu verrichten: die Rundfunkreportage zu sprechen.

Immer unruhiger wird die Menge. Ein Summen vieler Stimmen steht in der Luft, man achtet kaum noch auf die Musik, alle paar Minuten wird die Uhr gefragt, ob der Führer nicht —

Da bricht der Jubel plötzlich los. Die Klänge des Baden-weiser Marsches gehen unter im Jubel der Menge. Die Halle dröhnt, tausendfach bricht sich das Echo an den Pfeilern und Wänden der Märschen.

Der Führer ist da.

Ruhig und sehr ernst schreitet er über den Steg. Seine Hand erhebt sich zum Gruß. Adolf Hitler grüßt das schallende Ruhrohr, grüßt uns alle, Männer und Frauen, Jungen und Madel.

Wir jubeln, wir rufen, wir reden die Hände.

Ruhig steht der Führer da, er schaut über uns hinweg, lächelt, weil ein Madel ihm Blumen reicht, und geht dann weiter zu seiner Arbeit.

Der Gauleiter spricht und Krupp von Böhmen und Halbach. In der weiten Halle aber warten hunderttausende auf das Wort Adolfs Hitlers. Und dann tritt der Führer vor das Mikrofon. Wieder bricht der Jubel auf, es will nicht still werden.

Dann beginnt der Führer. Er schreibt das Ringen um die deutsche Seele. Wie er mit wenigen den Kampf begann und welch ungeheure Glaube dazu gehörte, ihn zu Ende zu führen. Er zeigt sein Ringen um die deutsche Freiheit, um deren legitime Entscheidung es jetzt geht. Ernstste Worte sind an die fremden Staaten gerichtet. Frieden, ja, den wollen wir alle, aber einen Frieden, der auch unsere Ehre wahrt! Da jubeln die Arbeiter auf, sie müssen dem Führer zeigen, wie gläubig sie hinter ihm stehen.

Der Führer hat geendet.

Noch einmal brandet der Jubel durch die große Märschuhalle. Noch einmal schreitet der Führer durch das Spalier erhobener Hände. Wir sehen ihn ganz nah. Nicht mehr so ernst ist er, wie eben, als er die Halle betrat.

Wir möchten allein sein, um alles zu sollen, um uns darüber klar werden zu können, daß wir eben das Größte erlebt haben, das ein Volk erleben kann: Die Einigkeit und Geschlossenheit einer ganzen Nation, die nicht nur bedingungslos an ihren Führer glaubt, sondern bereit ist, wie ein Mann für diesen Glauben einzustehen.

Jugendfilmstunden des BDM mit Scherenschnittfilmen

Die Hitler-Jugend hat sich den Film für die Ausgestaltung der Schulungsarbeit vollkommen dienstbar gemacht. Fast jeden Samstag und Sonntag findet in den einzelnen Orten Jugendfilmstunden statt. Gerade der Samstag und Sonntag werden bevorzugt, weil für die Bimpe und Jungmädel der eine Tag Staatsjugendtag ist, während der Sonntag für die Hitlerjungen und BDM-Mädel Freizeit bedeutet. Doch auch die anderen Wochentage stehen oft im Zeichen der HdJ-Filmarbeit.

Der BDM hat sich sehr schnell auch mit diesem Gebiet vertraut gemacht. Es ist nicht ganz einfach gewesen, durch die vielen Paragraphen und Verordnungen, die das Filmwesen betreffen, durchzukommen, aber gerade die etwas gröhre Nähe hat uns Freude gemacht, und heute können wir sagen, daß wir schon oft Filmstunden mit Erfolg durchgeführt haben.

Der ergiebigerische Wert der Jugendfilmstunde wurde schon im vorigen Jahr durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung herausgestellt, der in einer Verordnung vom 8. August 1938 bestimmt, daß wenn ein Film im Rahmen der Jugendfilmstunde der HdJ gezeigt werden ist, er für die Schulveranstaltung nicht mehr in Frage kommt. Auf diese Art kann verhindert werden, daß Schüler einen Film mehrmals sehen.

Die Filmstunden des BDM sind in der Gestaltung anders als jede Filmveranstaltung in den Kinos. Wir wollen nicht einfach den Film über die Leinwand lassen lassen. Wie in allen Dingen unserer Arbeit, bringen wir auch den Film in engere Beziehung zu uns. Ein passendes Lied, kurze Worte der Führerin weisen auf die Bedeutung des Filmes hin. Es ist auch nicht gleich, ob ein Madel allein ins Kino geht oder ob sie im der Gemeinschaft gleichgesetzter Komradinnen über den Film sprechen kann.

Nicht jeder Film taugt für die Vorführung im Rahmen einer Jugendfilmstunde des BDM. Wir wollen ja unsere Mädel wertanständlich ausrichten, es kommen also nur solche Filme in Frage, die wir haltungsgemäß bejahren können. Wir müssen den Mädeln ein Erlebnis mit nach Hause geben, das sie nicht gedankenlos hinnehmen. Sie sollen vielmehr sehen und lernen, was deutsche Filmkunst ist. Dass nur dieser Zielzug entsprechende Filme gezeigt werden, ist vor allem auch bestohlt wichtig, weil die Jugendfilmstunde die HdJ-Veranstaltung ist, die sich auch an die noch nicht in der Hitler-Jugend organisierte Jugend wendet. Unbewußt sollen und werden diese jungen Menschen einen Eindruck unseres Wollens mit nach Hause nehmen.

Die Filme, die wir zeigen, handeln vom Erlebnis des deutschen Lebens, wie die Filme vom Reichsparteitag, vom Büscheberg und vom 1. Mai. Von denjenigen, die vom Reichspropagandaministerium als künstlerisch und staatspolitisch wertvoll anerkannt wurden, liegen die Filme: „Friesennol“, „Der Rebellen“, „Der alte und der junge König“ usw.

Während sich die Jugendfilmstunden des BDM an die älteren Mädel wenden, sollen die Märchenfilmstunden die Kinder erfassen. Zum erstenmal im ganzen Reich versuchte der Oberbau Ruhr-Niederrhein in Verbindung mit der Gaufilmstelle Essen Märchenfilmstunden durchzuführen. Es musste eine Möglichkeit bestehen, gerade die nicht erwachsene Jugend irgendwie in unserer Haltung zu beeinflussen.

War da nicht die Märchenfilmstunde ein geeignetes Mittel? In den Märchen ist soviel Volksgeist erhalten, das wir den Mädeln nahebringen wollen. Wir wollen sie lehren, hinter den tiefen Sinn der deutschen Märchen zu schauen.

In unseren Märchenfilmstunden werden sich die Mädel eins mit dem Geschehen auf der Leinwand fühlen. Was da auf der Leinwand geschieht, geht uns letzten Endes alles selbst an. Da fällt die Entscheidung über Gut und Böse, da erleben wir das gleiche, was unsere Ahnen zwang, solches zu erzählen.

Woher aber konnten wir Filme bekommen, die uns das Märchen in einer künstlerisch einwandfreien Art zeigten? Die meisten der bestehenden Filme waren nicht geeignet, um sie den Jungmädeln als gute deutsche Kunst vorführen zu können. Die Darstellung zerriss die Stimmung des Märchenhaften, weil die einfachsten, der Handlung entsprechenden künstlerischen Mittel außer acht gelassen waren. Es gab eben bis jetzt noch keinen Verleiher, der der Jugend und der Schulung zum Brauchtum zuliebe einmal Geld in einen künstlerisch wertvollen Märchenfilm gesteckt hätte.

Da stießen wir auf die Scherenschnittfilme Lotte Reinigers. Sie hat es in meisterhafter Art verstanden, die Märchen in ihrer ganzen Lebendigkeit zu verfilmen. Wer zum erstenmal einen Scherenschnittfilm Lotte Reinigers sieht, ist überrascht, daß Scherenschnitte derart graziös und lebendig sein können. Es liegt eine tänzerische Note in dem ganzen Film, eine Stimmung, die an Mozart-Melodien erinnert. Prinz Ahmed — Lotte Reinigers erster abendfüllender Großfilm — sitzt mit der Wunderprinzessin im Kelagen brechen oder mag aus dem harmlosen Baum ein Ungeheuer erwachsen, immer steht Unmut und Lebendigkeit dahinter. Wer einmal eine solche Jugendfilmstunde erlebte, ist gepaart, nicht allein durch das Können, sondern auch über die Begeisterung, mit der diese Filme von der Jugend aufgenommen werden. Man muß diesen schweren Gestalten unabdingt Glauben schenken. Wie schreien die Kinder auf, wenn die Schlange Prinz Ahmed in den Abgrund zieht. Die langen, dünnen Finger des Zauberers greifen über die Szene, fast meint man, die Hand greift einen selbst — und dann wechselt das Bild vom Positiv ins Negativ. Unmöglich — was natürlich den Eindruck des Schreckens noch weit vergrößert.

Eines ist nur schade, daß es Lotte Reiniger noch nicht möglich war, einen deutschen Märchenfilm zu schneiden. Gewiß sind ihre Filme alle künstlerisch wertvoll, aber für die Volksstumsarbeit des BDM wären deutsche Märchenfilme das Geeignete. Wahrscheinlich aber ist das weniger Frau Reiniger zuzuschreiben, als den Verleiher, die nicht das geringste Verständnis für ihre Kunst, geschweige denn für einen deutschen Märchenfilm hatten.

Die erste Filmstunde des Oberbaus Ruhr-Niederrhein mit ihren Scherenschnittfilmen in Mülheim sollte ein Anfang sein, um den ganzen BDM auf das Können Lotte Reinigers aufmerksam zu machen. Wenn der BDM es fertig bringt, der Künstlerin ein Publikum zu schaffen, das ihre Filme zu sehen wünscht, und das vor allem nach einem deutschen Märchenfilm verlangt, dann wird sich Frau Reiniger auch den Verleiher gegenüber durchdringen können. Daß der BDM recht hat, sich an Frau Reiniger zu wenden, zeigte die Veranstaltung in Mülheim, die von den Mädeln und den geladenen Gästen mit Begeisterung und Beifall aufgenommen wurde.

Lotte Weihmüller

Lotte Reiniger über ihre Arbeit

Das Schattenspiel ist eine alte Volkskunst. Schattenspiele und Marionettentheater gibt es und gab es überall in der Welt, wo Kultur und Kunst eine Stätte hatten. Wenn sie heute in den modernen Kulturstaaten verblieben und der zeitgemäßen Leinwand gewichen ist, so ist das kein Grund dafür, warum sich Künstler, die das Talent besitzen, Schattenspiele herzustellen, dieser Leinwand nicht bedienen sollen.

Ich kom zu der Arbeit am Schattenfilm aus einer ursprünglichen Unlage heraus. Ich konnte schon als Kind sehr gut Silhouetten schneiden, aber ich wollte auch Theater spielen. So war das erste Ergebnis, daß ich mit Silhouetten Theater spielte, schon in der Schule!

Dann kam der Film, dessen phantastische Möglichkeiten mich unendlich reizten. In dieser Zeit war es Paul Wegener, der die besten deutschen Filme machte. Ich war, als ich etwa 20 Jahre alt war, ein begeisterter Bewunderer dieser Filme. So war es ein Glückstag für mich, und wie ich heute sehe, ein Wendepunkt in meinem Leben, als es mir gelang, die Aufmerksamkeit Wegeners auf meine Schattendilder zu lenken.

Er war es, der mich mit einer Gruppe von jungen Künstlern bekannt machte, die eine neue Art von Trickfilmen herstellen wollten. Sie arbeiteten damals im Institut für Kulturforschung in Berlin unter der Leitung von Dr. Hans Cüllis. Dort wurden meine Schattenfiguren zum erstenmal auf einem Trickfilm gelegt, und so wanderte die alte Schattenspielkunst auf die Leinwand.



Aus der Werkstatt Lotte Reinigers



Das war im Jahre 1919. Seitdem habe ich im wesentlichen nichts anderes getan, als Schattenfilme hergestellt. Es war mein Bestreben, diese Filme immer besser zu machen. Sie wurden reicher in der Ausstattung, vollkommener in der Bewegung -- aber im Stil blieben sie sich gleich.

Einen Wendepunkt brachte der Tonfilm. Während vorher die Fabel und das Geschehen als Grundlage der Filme diente, arbeite ich heute mit der Musik. Die Entwicklung wendete sich vom Dramatischen zum Tänzerischen. Ich war zuerst darüber nicht glücklich -- aber heute sehe ich größere Möglichkeiten im Tonfilm. Film ist eine Kunst der Bewegung. Der reteste Ausdruck der Bewegung aber ist der Tanz.

Im Erfolg meiner letzten Filme, die auf rein bewegungsmäßiger Wirkung beruhen, sehe ich große Möglichkeiten einer neuen Kunstform und arbeite mit Begeisterung daran, sie zu vervollkommen.

Die Technik der Silhouettenfilme ist sehr einfach. Alles, was man auf meinen Filmen sieht, ist mit der Schere geschnitten. Die Figuren sind aus schwarzen Karton oder düngewalztem Blei. Die Hintergründe bestehen aus transparentem Papier.

Die Figuren sind aus einzelnen Gliedmaßen zusammengesetzt und durch Drahtscharniere miteinander verbunden, so daß sie alle Bewegungen ausführen können. Die Dekorationen sind aus vielen Lagen Pauspapier geschnitten, um dem Hintergrund Tiefe und Ausdruck zu verleihen.

Wenn Hintergrund und Figuren fertig sind, werden sie auf den Tisch gelegt -- ein Tisch, der an Stelle der Holzplatte eine Glasplatte hat, die von unten her beleuchtet wird. Das Unterlicht läßt die Scharniere und technischen Hilfskonstruktionen verschwinden und den transparenten Hintergrund als Landschaft erscheinen.

Die Kamera hängt über dem Tisch und sieht von oben auf das Bild herab. Wenn Figuren und Hintergrund in der

richtigen Einstellung sind, wird eine Aufnahme gemacht. Das heißt, der Film in der Kamera wird um eine Bildlänge weiterbewegt. Dann schlägt die Kamera sich wieder, und ich kann meine Figuren wieder bewegen, wie die Handlung es erfordert.

Eine Sekunde Film erfordert zum Beispiel 24 verschiedene Aufnahmen, ein ruhiger Schritt 12 Sekunden, ein 12-Minuten-Film etwa 15 000 Sekunden.

Die Musik wird aufgenommen, ehe die Bildaufnahmen beginnen. Ein genaues Manuskript dient als Grundlage der Partitur. Wenn die Tonaufnahme beendet, also ein fertiger Tonstreifen vorhanden ist, wird der Ton abgehört, und für den Anfang jedes Taktes werden Zeichen auf den Filmstreifen gemacht. So kann man genau abmessen, wieviel einzelne Aufnahmen für jede Note nötig sind. Das ergibt ein ganzes System von Zahlen, und nun wird solange mit den einzelnen Figuren studiert, bis sie die nötigen Bewegungen ausführen. So entsteht eine Art optisch-mathematisches Manuskript, nach dem die Aufnahmen ausgeführt werden.

Später werden Ton und Bildnegativ gemeinsam kopiert -- und der Film ist fertig.

Ich habe meine Filmarbeit mit Märchen begonnen und wünsche mir nichts Besseres, als endlich einmal einen abendfüllenden deutschen Märchenfilm schneiden zu dürfen. Ich war immer mit der Welt der Märchen verbunden und sehe in ihnen mehr Wahrsagkraft als in vielen "modernen" Dingen.

Zungsmädel

Ein kleines Bild von unserem
Wollen und Schaffen gibt
Euch unsere Zeitschrift
"Das Deutsche Märchen"

CARL KOBS

DÜSSELDORF

Graf-Adolf-Str. 73. Tel. 17724, 17723

SPEZIALHAUS
für moderne EUROMASCHINEN
EUROMOBEL, EUROSERIAL

Das große Modespezialhaus
Georg Leitner & Co.
Das Haus der guten Qualitäten
Düsseldorf, Schadowstr. 13-21

Anzeigenwerbung ist Vorbedingung
für den Geschäftserfolg

Jedes deutsche Mädel muß seine Heimat
kennenlernen. Fahrten und Reisen
kosten Geld. Auch Fahrtengeld
will erspart sein

BILLIGE PREISE
FÜR GAS UND STROM

zum Kochen, Backen, Baden, Wäscherei, Holzen, Kühlen
in Haushalt und Gewerbe.

AUSKUNFT UND KOSTENLOSE BERATUNG

auch über Haushaltselektronik und Vorträge durch die

STADTWERKE DÜSSELDORF
Luisenstraße 105 Fernruf 10841

Dach im Spatz!

Im Rheinland stehen
160 Sparkassen mit insgesamt
1000 Sparstellen zur Verfügung



Sofreh

macht ein wohlgefügner
Oetker-Kuchen!

Nach Dr. Oetker's Rezeptbuch
„Backen macht Freude“
ist das Backen kinderleicht.
Ladenpreis 20 Pfennig.

Beteiligen Sie sich auch an dem großen „Oetker-Preisausschreiben“ in den Tageszeitungen!

Seit 80 Jahren

Qualitätsinstrumente

für FZ-MB

Schule und Haus

G.A. Wunderlich

gegründet 1854

Leisnabrück

Fluglinie 202

Prima Blocknoten

Ausstattungen

Wunderlichstr. 10 RM.

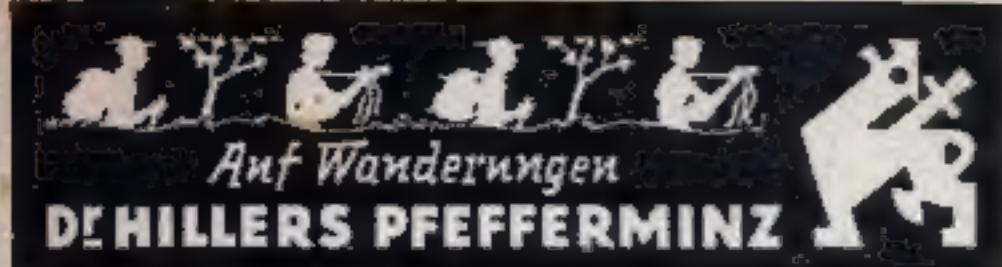
3-75 Ausgewebliebig

Löffel, quatschhafte Messer

Stiel, Stiel, Schneide

Schneide, Schneide, Schneide

Stiel, Stiel, Schneide



„Das Deutsche Mädel“ gehört auch in Ihren Werbeetat

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Soziale Frauenberufe

Maria Keller Schule

Thale Borg

Staatsliche der DG-Dollarmühle
Staatslich anerkannt.

Berufsausbildung

1. Lehrjahrerin, Agentleiterin, Kinder-
gärtnerin und Hortnerin, Kinder-
pflege- und Haushaltsgärtnerin

Kauffrauenfachschule

Die Schule ist staatlich.

Hast du Deine Zeitschrift ständig?

Ostpreußische Frauenschule für Volks- pflege, Königsberg (Preußen)

Staatsl. anerkannte Ausbildungseinrichtung
für Fürsorgerinnen.

Der zweijährige Ausbildungsgang be-
gann Mitte Oktober. Soziale Vorbildung
notwendig.

Austausch erhält die Schulleitung Dr. B. & G. Gund,
Großer Domplatz 3

Alle Eltern

müssen für

„Das
Deutsche Mädel“
interessiert werden

DR. FRITZ SCHROEDER'S



Bräunt die Haut
schnell u. natürlich
Verhüttet Gletscher- und
Sonnenbrand
Creme und Nuböl
Erhältlich in Drap. und Parfüm.
Preise: 60 Pfg. u. 1 Mark

Diätschulen

Die Diätschule d. Evangelischen Berlin NW 40, Schenkerstraße 3

Angebildet an den
„Verband für Krankenpflege e. V.“
bietet in 1½ Jahren Lehrgänge
(Vorber., Staatsl. anerkannte
Krankenpflegerin, Haushaltspflegerin über Gewerbeberuf),
und in 2 Jahren Lehrgänge
(Vorber., mittlere Reife, 1½ Jahr
Staatsl. anerkannte Ausbildungsschule und 1½ Jahren Geschäfts-
fachberuf) zur

Diätküchenleiterin

aus. Beginn der Lehrgänge
1. Mai und 1. November. Auf-
nahmetermine 29.—35. Lebensjahr
Zur Zeit gute Aufstellungsgelegenheit

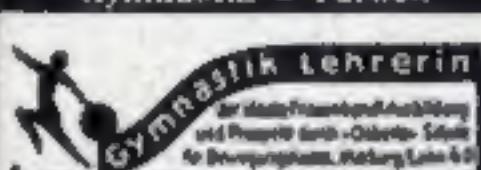
Senden Sie uns
bitte

rechtszulig
Ihre Anzeigen-
Manuskripte, da
wie am

10. jeden Monats

die Annahme
abschließen
müssen.

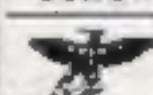
Gymnastik - Turnen



Landwirtschaft - Gartenbau

Gärtnerin. Bestehe. beide, kurze
Ausbildung, u. hilft zur
Gärtn. die. Kultur, Beispiele u. w. d.

Kaufe nur beim deut-
schen Geschäftsmann!



Deutsche Mädel

die ihr deutsche Haushalte
werden wollt, stellt deutsche
Technik in Euren Dienst! —

Die Phoenix-Nährcreme ist
Euch eine treue Helferin! Sie
sägt und sticht, um Klei-
dung und Habe besser
und schöner zu gestalten.

Fordert für Eure Ausbildung —
Fordert für Eure Werkplätze —
Fordert für Euren Haushalt die

PHOENIX aus BIELEFELD

Fordert Prospekte K 101

PHOENIX

Sport, Sonne, Massage-

Diaderma ist immer dabei, das leistungs-
steigernde, sonnenbrand-schützende und
bräunende Hautfunktionsöl

Prob. v. Gottsch. GmbH, Heidelberg 1899



Diaderma



Kranken- und Säuglingspflege

Deutsches Rotes Kreuz, Schwesternschaft Saarbrücken

nimmt junge Mädchen im Alter von
20—30 Jahren mit guter Schulbildung,
sozialer und gesellschaftlicher
Bildung als Schwestern-
schülerinnen auf. Meldungen mit Lebens-
lauf, Bild, Prugellen und Rückporto an
die Oberin.

Saarbrücken, Birchstraße 7

Deutsches Rotes Kreuz

Generalstaatschafft 3011 Bielefeld, Bremen,
Bremen, Oberstraße 1. Krankenpflege-
schule im ehemaligen Krankenhaus. Bei der Regi-
onschwesterin kann eine möglichst aus-
gebildete Schwesterin u. Säuglings-
schwesterin, mit guter Schulbildung ein
Alter 20—30 Jahre Meldungen mit Lebens-
lauf, Bild und Rückporto an die Oberin

Deutsches Rotes Kreuz

Unterbau Auguste-Hospitäl, Bremen X,
Büderker, 2. 4. Staatsl. anerkannte Kranken-
pflegeschule, nimmt jährlich junge Mädchen
mit guter Familienerziehung als Erst-
schülerinnen auf, die über den Abschluss einer
probieren Schulbildung verfügen. Alter 19
bis 30 Jahre, 3-jährige Ausbildung mit Staats-
licher Krankenpflegeprüfung. Meldungen an
die Oberin mit ausführlichem hand-
schriftlichen Lebenslauf u. Bild u. Rückporto

Das evgl. Metzgerhaus zu Bockum-Langen-
dorfer der Westf. Schwesternschaft vom
Roten Kreuz nimmt jg. Mädchen im Alter
von 20—30 Jahren auf, die Liebe zum
Krankenpflegeberuf

haben, (staatl. Examen nach dreijähriger
Lehrzeit) gute Allgemeinbildung erforderlich.
Bewerbungsachse, mit Lebens-
lauf an Frau Oberin Bockum.

Dentifresh-Retrofress
Schweiz-land
Ostwestfalen

sucht gebildete Erw-
achsenen ab 20 Jahre
Lebenslauf und Briefe
an die Oberin.
Wiesbaden,
Odenwald 41

Dankt an die
Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die

Werbung

an die